

Daheim



Frau am Tisch ♦ Gemälde von Thomas Baumgartner
(Aus der Münchener Kunstausstellung im Glaspalast)

Schriftleitung des Daheim in Berlin W. 50, Tauentzienstr. 7 b. Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Anzeigen-Annahme: Velhagen & Klasing's Anzeigenverwaltung, Abteilung Daheim, Leipzig C 1, Hospitalstraße 27 ♦ Wöchentlich eine Nummer. Preis monatlich 2 G.=M., Einzelnummer 50 Pf., zugl. ortsüblicher Zustellungsgebühren



*Sei schön
durch Elida!*



Elida im Schnee!

Wer seinen Teint ständig so gut mit den wunderbar wirkenden Elida Cremes pflegt, kann unbesorgt in jedes Wetter hinausgehen. Aber nie vergessen, — zwei Cremes müssen es sein, — Elida Coldcream reinigt und bewacht Ihren Teint über Nacht, Elida Jede Stunde Creme schützt und reinigt die Haut, glänzt nicht, fettet nicht, klebt nicht, ist stets wirksam, nie sichtbar, das Geheimnis des vielbewunderten Teints.

ELIDA CREMES

Dahleim



64. Jahrgang. Nr. 16

14. Januar 1928

Aus der Zeit für die Zeit



Dr. Belzer in Amerika.

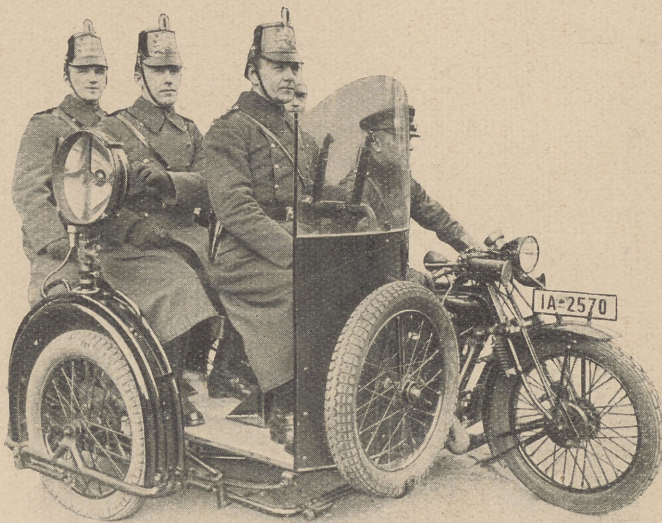
Der deutsche Langstreckenmeister auf den Schultern begeisterter Studenten der Universität Georgetown.

Nachdruck verboten.



Lindberghs 5000-Kilometer-Flug nach Mexiko.

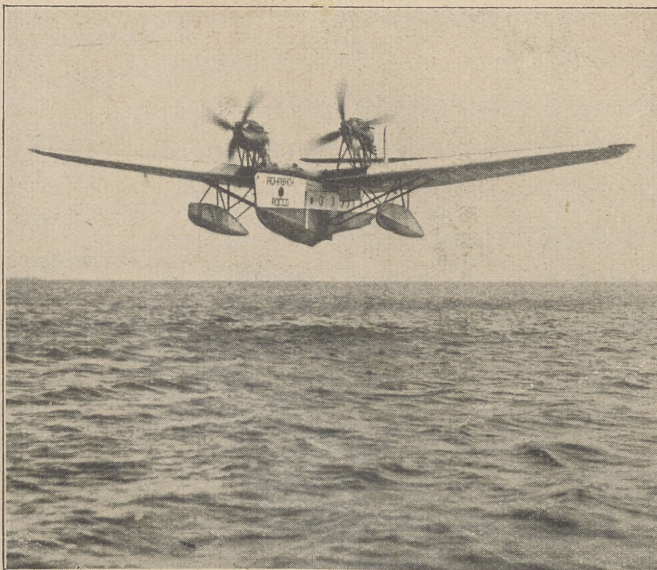
Die Mexikaner bei der Begrüßung des kühnen Fliegers am Nationalpalast auf der Plaza de la Constitución in der Hauptstadt. Im Hintergrund die Kathedrale, die infolge des Kirchenstreites, wie alle mexikanischen Kirchen, seit dem Herbst 1926 geschlossen ist.



Neues Schnellfahrzeug beim Überfallkommando Berlin.
(H. Bäsch.)



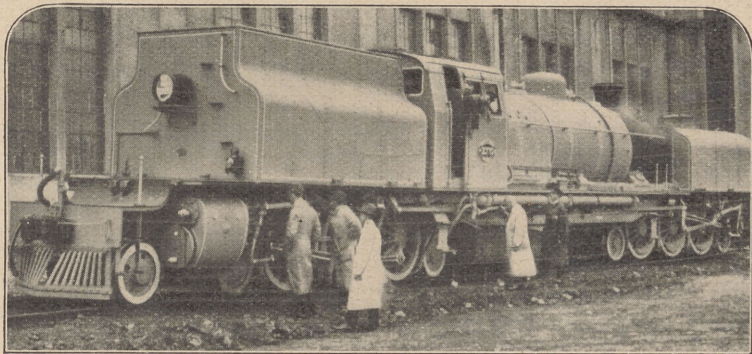
Milch in der Bierstadt.
Die neue Milchstube im Hauptbahnhof München. (Photothek.)



Der Luft-D-Zug Stettin—Kopenhagen.
(Presse-Photo.)



Neue Tanzgruppe der Mary Wigman-Schule.
(Welt-Photo.)



Deutsche Riesenlokomotive für Südafrika.
Probefahrt einer Hannomag-Lokomotive auf dem Fabrikhof. (Atlantic.)



Keine Franzosen, sondern Russen.
Die Reorganisation der Sowjetarmee nach französischem Muster. (Presse-Photo.)



Straßenbild aus der Stadt der Baßgeigenmacher.
Instrumentenmacher in Martneukirchen im Erzgebirge auf dem Weg zur Ablieferung ihrer Streichbässe. (K. Sennede.)

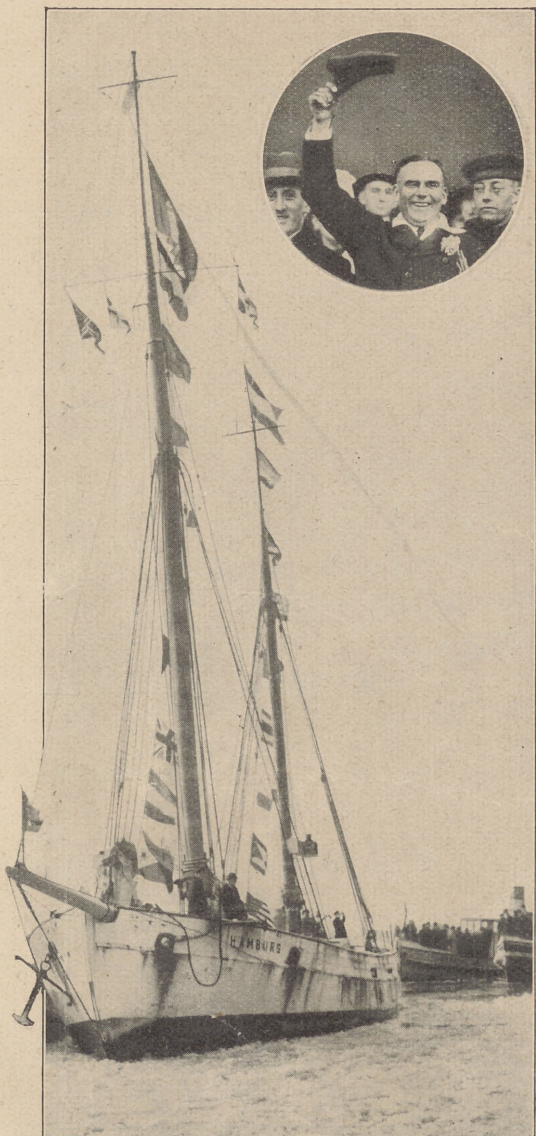
Kapitän Kircheiß' Weltumseglung.

Von Kapitän zur See a. D. H. von Waldeyer-Harz.

Kapitän Kircheiß ist heimgekehrt! Die gesamte deutsche Presse hat die Nachricht gebracht. Aus dem Grau des politischen Alltags leuchtete sie blühend hervor. Ein jeder ahnte oder wußte, hier ist eine Tat geschehen, endlich wieder eine Tat! Und wenn Kapitän Kircheiß auch am Zeiger der Weltuhr nicht gerückt hat, so bleibt seine Fahrt dennoch ein Unternehmen, das das Herz eines echten Deutschen mit Freude und Genugtuung, mit Anerkennung und Stolz erfüllen darf.

Wir blättern im Buch unserer Erinnerung zurück. Wann war es doch, daß sich der kühne Weltumsegler auf den Weg machte? Wann und unter welchen Umständen? Halt, jetzt haben wir es wieder: am 2. Januar 1926 hat Kircheiß Hamburg verlassen, er allein mit vier kernigen, wetterfesten Leuten. Und das Fahrzeug, der treue Gefährte, dem er sich, all seine Kraft und sein ganzes Wissen anvertraute, wie sah es aus? Ein gewöhnlicher Fischkutter war es, mehr nicht. Ein Boot, das wohl dazu tauglich war, auch bei Schlechtwetter die Nase in die Nordsee zu stecken, das aber nie und nimmer den Kampf mit dem Weltmeer hatte aufnehmen sollen. Gewiß, Fischkutter sind ein stämmiges Geschlecht, festgefügt, derb und klobig. Sie können „allerhand ab“, wie der Mann an der Küste sagt. Aber Luxusfahrzeuge sind sie nicht. Und wer sich ihnen für die Dauer von zwei vollen Jahren anvertraut, um die Erde zu umsegeln, der muß ein Herz von Eisen und Nerven aus Stahl haben.

Warum hat nun Kapitän Kircheiß das ganze Unternehmen gewagt? Welche Beweggründe haben in ihm den Entschluß zu der seltsamen Fahrt reifen lassen? Waren es Abenteuerdrang oder erwachendes Wikingerblut? Wollte er von sich reden machen oder war ihm die Heimat zu eng? Ärgerten ihn die Menschen in Deutschland? War er überdrüssig einer allzu geleckten Kultur? Nichts von alledem trifft zu. Kircheiß sah nur einen Stern am Himmel, und diesem Stern ist er gefolgt, mit Kompaß und Ruder gefolgt, als er seine Weltumseglung begann und vollendete. Deutschland hieß der Stern, Deutschlands Wiederaufstieg! Nur um der Heimat zu dienen, um den deutschen Namen wieder zu Ehren zu bringen, hat der wadere Mann sein Leben dem Fischkutter anvertraut. 68 Tonnen war das Fahrzeug groß, ein Zehntel der Wasserverdrängung eines deutschen Torpedobootszerstörers, und deren Größe hat Versailles wirklich engste Grenzen gesetzt. Um in allen Ländern und den Haupthäfen der Welt — ausgeschlossen blieb nur Frankreich — durch Vorträge die Kriegsschuldfrage zu zersören und um den Deutschen im Auslande die Bruderhand zu reichen, darum hat das kleine Boot unter Kapitän Kircheiß immer wieder seine Segel gesetzt oder den Motor laufen lassen. Darum haben die fünf Männer an Bord Sturm und Wetter getroht. Und ihr Herz hat zu keiner Stunde verzagt, wenn auch inmitten der Ozeanwüste die Gewalten der Natur ins Riesenhafte wuchsen und ein graußiges Ende vor Augen stellten. Man bedachte allein, was es heißt, die Wache auf dem kleinen Fahrzeuge zu gehen! Zwei Mann mindestens mußten in See doch immer bereit sein, der eine am Ruder und Kompaß, der andere für die Bedienung der Segel. Schlaf gab es nach allem nicht viel. Und wer ihn genoß, lag sicher nicht ruhig und voll Behagen wie der Mann am Land, wenn er sich am Abend die Decke beruhigt über die Ohren zieht und die Welt ringsum vergift. So ist schon die körperliche Anstrengung mehr als bedeutend gewesen. Denn auch in



Die „Hamburg“ im Heimathafen.
Im Kreis: Kapitän Kircheiß. (A. Groß.)

den Häfen, die Kircheiß anließ, gab es keine rechte Ruhe. Raum zeigte der Rutter seine deutsche Flagge, dann setzte auch schon eine Flut gesellschaftlicher Verpflichtungen für den Kapitän ein. Und da er als ein fröhlicher deutscher Mann nicht zur Schaar der Kostverächter gehört, so hat er auch bei manchem Fest, das man ihm zu Ehren veranstaltete, seine Gründlichkeit im Ausharren bewiesen. Aber auch rein seemännlich betrachtet muß die Reise als eine Tat nicht gewöhnlicher Art gewertet werden. Man vergegenwärtige sich, daß der Erdumfang nur ein Bruchteil der Strecke ist, die Kapitän Kircheiß hat zurücklegen müssen. Rundherum auf geradem Kurse ist es jedenfalls nicht gegangen. Widrige Winde haben so manche Schläge beim Kreuzen abverlangt. Und die Häfen, die besucht werden sollten, lagen ja nicht wie auf einer Perlenkette aufgereiht. Im Gegenteil, man mußte auf und ab fahren, um sie zu finden, mußte zu Tausenden von Meilen die Breite und das Klima wechseln, kam immer wieder unter andere Lebensbedingungen, und vor allen Dingen, man

mußte navigieren, sauberste Seemannskunst betreiben, um der deutschen Seefahrerkunst, selbst unter schwierigsten Bedingungen, immer Ehre zu bereiten.

Hamburg hat Kapitän Kircheiß mit Jubel empfangen. Die Flagge des Fischkutters hat ihren Ehrenplatz im Rathaus der mächtigen Hansestadt gefunden.

Von vielen amtlichen Stellen aus ist Kircheiß bei seiner Heimkehr begrüßt worden. Tausende und aber Tausende haben ihn geehrt. So wollen auch wir nicht fehlen. Auch wir hegen Achtung vor dem willensstarken Mann, der schwerste Opfer nicht scheute, der die Unbilden rauhester Seefahrt geduldig auf sich nahm, um der Welt zu zeigen, daß Pflichttreue, Kraft und Ausdauer, Idealismus und Vorwärtstreben auch im Deutschland von heute lebendig sind.

Auf dem „Seeadler“ unter Ludner hatte Kircheiß sich als Navigationsoffizier bewährt. Heute ziert ihn ein frisches Ruhmeskreuz. Aus schlichten Eichenblättern ist es gewunden, wie es dem kerndeutschen Manne geziemt.

Frühgotische Teppiche aus einem niederdeutschen Kloster.

(Zu ihrer Ausstellung durch Joh. Hinrichsen und Paul Lindpaintner im Berliner Künstlerhaus.)

Ich wußte keinen Ort in Norddeutschland, an dem die Zeit so spurlos vorübergegangen ist wie an dem Kloster, von dem ich jetzt sprechen möchte. An einem herrlichen Pfingstmorgen erwachte ich in dem Dorfwirtshaus, ging an dem Mühlenteich vorbei auf das Kloster zu. Hinter zwei riesigen Linden ragten die herrlichen Treppengiebel der Kirche hervor, Werke der edelsten Backsteingotik Niederdeutschlands. Durch einen kurzen, tiefergelegenen Steig gelangte ich in den unteren Kreuzgang, stieg eine schmale Wendeltreppe empor, erwartete, daß jemand käme, mich zu den Schätzen zu führen. Vergeblich! So leicht ist es nicht, zu dem vorzudringen, was Jahrhunderte alt ist. Mir wurde kurz bedeutet, daß ich am Nachmittag wieder zu kommen habe. So blieb mir nichts übrig, als in dem herrlichen Klosterpark herumzustreifen und weiter durch die üppige Wiesenlandschaft, die das Kloster

umgibt, zu wandern. Wahrhaftig, die Schwiegertochter Heinrichs des Löwen, Gemahlin des Pfalzgrafen Heinrichs und Gründerin des Klosters, hatte den Platz für ihre Lieblingsstiftung nicht schlecht gewählt. Der Gegensatz zur Lüneburger Heide, die ich vorher durchkreuzt hatte, war unerkennbar, und es wurde mir recht begreiflich, weshalb die Nachkommen der Stifterin, Fürstinnen aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg, im ganzen 50 Jahre hindurch Äbtissinnen gerade dieses Klosters waren. Der Vorliebe dieses Fürstenhauses ist es zu danken, daß das Kloster mit Gütern und Schätzen ausgestattet wurde wie kein zweites in Norddeutschland. Ein königlicher Luxus wurde entfaltet, und die ersten Familien des Landes wetteiferten, durch reiche Stiftungen für ihr Seelenheil zu sorgen. Und eben die Reste dieser Schätze waren es, die mich hierher gelockt hatten, die ich an



Tristan-Teppich I.

Höhe: 2,33, Breite: 4,04 m. Um 1300. Stickerie in Klosterlich. Zwischen vier Wappenfriesen, drei Streifen mit der fortlaufenden Erzählung der Tristanlage. Seitlich wird der Teppich abgeschlossen: links von einer Kolorante auf gelbem Grund, rechts von einer Eichenkante auf rotem Grund. — Neben dem Wappen heimischer Fürsten und Adliger fallen merkwürdig fremdländische auf, wie das des Königs von Cromaria, des Sultans der Sarazenen und des Kaisers von Äthiopien. Die Grundfarbe des Teppichs ist ein tiefes, leuchtendes Blau, das zusammen mit dem kräftigen Rot, Gelb und Grün der Figuren den Eindruck eines frühen Kirchenfensters gibt.

1. Streifen: Tristan bittet Marke, mit Morolt kämpfen zu dürfen, der harten Tribut vom König fordert. Ohne Markes Zustimmung reitet er aus der Burg, fährt mit seinem Roß über das Meer, streitet zu Pferde mit Morolt, erschlägt ihn dann im Fußkampf und kehrt selbst verwundet über Meer zu Markes Burg und Land zurück.

2. Streifen: Der Held beklagt vor Marke seine Verwundung,

die nur die Schwester des erschlagenen Morolt, Isolde, Tochter des Königs von Irland, heißen kann. Er läßt sich allein in einen Nachen legen, der ihn an die Insel bringt. Als Tantris, der Spielmann, wird er unkenntlich von Isolde und Brangäne in die Burg geholt und geheilt. Nach langer Zeit fährt er über das Meer zu Marke zurück und berichtet ihm von der schönen Isolde.

3. Streifen: Zum drittenmal zieht er als Brautwerber des Königs nach Irland, besiegt einen Drachen und schneidet ihm die Zunge aus. Ermattet im Moose eingeschlafen, wird er von Isolde und Brangäne gefunden, auf die Burg gebracht und gebadet. An der Scharte in Tristans Schwert erkennt Isolde, daß er ihren Bruder erschlagen hat. Der Truchseß des Königs hat inzwischen dem toten Drachen den Kopf abgeschlagen und behauptet, das Unheil getötet zu haben. Der Betrug wird erkannt, Tristan seine Bluttat verzeihen. Tristans und Isoldes Meerfahrt schließt die Reihe.



Thomas-Teppich.

Höhe: 2,05 m, Breite: 4,45 m. Spätes 14. Jahrhundert. Drei von zwei weißen Schriftbändern getrennte Bildstreifen. Die erzählenden Bilder stehen in tiefen warmen Tönen vor dem blauen Grund.

1. Streifen: Der ungläubige Thomas legt die Finger in die Seitenwunde Christi; von diesem erhält er den Befehl, nach Indien zu gehen (Schriftband: Ga int Land india). Unterwegs werden sie in einer Stadt vom König zur Hochzeit geladen, rechts das Hochzeitsmahl. Thomas ist nicht, sondern blickt zum Himmel und reizt dadurch den Mundschent, ihn zu schlagen. Thomas weist, er werde nicht eher vom Tisch aufstehen, als bis die Hand, die ihn geschlagen habe, von Hunden gebracht werde. Der Mundschent geht hinaus, wird von einem Löwen zerrissen, und ein Hund bringt die Hand in Erfüllung der Thomasischen Wetsagung zur Hochzeitstafel zurück.

2. Streifen: Der König Gundoforus überreicht dem Thomas einen Schatz in Form eines Totals, damit er ihm dafür einen Palast in römischer Art bauen solle, und reist dann mit Gefolge fort. Thomas verteilt den Schatz unter die Armen und wird dafür ins Gefängnis geworfen.

3. Streifen: Der Bruder des Königs stirbt, steht aber nach vier Tagen wieder aus dem Grabe auf und berichtet dem König, er habe den von Thomas errichteten Palast gesehen und zeigt ihm diesen. Der befreite Thomas zieht weiter, wird gezwungen, vor einem Götzenbild zu beten und wird, als das Bild unter seinem Gebete zerbricht, von dem Heidenpriester erstickt. Dann wird er begraben und teilt, wieder auferstanden vom Tode, das Abendmahl aus.

diesem Nachmittage besichtigen durfte. — So ganz leicht war es aber auch da noch nicht, die ersehnten Herrlichkeiten zu Gesicht zu bekommen. Zunächst belehrte mich ein dienstbarer Geist sehr eindringlich darüber, daß heute das Eintrittsgeld doch recht hoch bemessen sei; und als der Kirchendame der Besuch gemeldet wurde, fragte auch sie noch einmal, ob ich auf die Höhe des Eintrittsgeldes aufmerksam gemacht sei. Aber ich war hartnäckig, ich hatte mir vorgenommen, den größten Schatz, den das Kloster besitzt, heute zu sehen. Denn nur dreimal im Jahre wird er aus den verschlossenen Verliesen heraufgeholt. Die Hartnäckigkeit wurde in einer Weise belohnt, die ich mir nicht hatte träumen lassen.

In dem dämmerigen Kapellenraum, der über und über mit Malereien aus der Mitte des 14. Jahrhunderts geschmückt ist, liegen auf dem Boden ausgebreitet Bildteppiche von der spätgotischen Epoche. Und zwar nicht gewebt, sondern von fürstlichen und adligen Nonnenhänden kunstvoll gestickte Wandteppiche in einem Stich, dessen dichte Lage nichts vom Grunde durchscheinen läßt; und diese Teppiche haben teilweise über sechs Jahrhunderte in unbegreiflich guter Erhaltung den Zeiten getrotzt. Schon diese Tatsache ist

Grund genug, die Einzigartigkeit eines solchen Schatzes darzulegen; aber die Überraschung kommt noch: Neben herrlichen

Stückerien biblischen und kirchlichen Inhalts gibt es dort drei Tapissereien, die die unglückliche Liebe Tristans und Isolde erzählen. Die Wandmalereien der Zeit können wir nur in der trüben Behandlung später „Wiederherstellungen“ genießen, Handschriften mit Miniaturen aus der Zeit sind schwer zugänglich und sind auch ihrer Kleinheit wegen nicht von ähnlichem Eindruck wie diese; aber unsere Wandteppiche geben ganz den Eindruck wieder, den sie vor 500 bis 600 Jahren auf die Betrachter ausübten; es wird uns nicht schwer, uns in diese kräftige Formensprache einzuleben, es greift etwas auf uns über von der jugendfrischen Abenteuerlust dieser ritterlichen Zeit.

Das Hauptstück ist der hier abgebildete Tristan-Teppich I. Ein zweiter Teppich behandelt dasselbe Motiv; er zieht zusammen und übergeht rasch die beim ersten breit ausgespannen Szenen der Vorgeschichte dieser unglücklichen Liebe, verweilt behaglich bei der Schilderung von Hochzeitschmaus, Hochzeitsnächten und höfischem Leben. Die Farben sind zarter, der Beschauer empfindet den Unterschied gegen das etwa 60 Jahre



Tristan-Teppich III.

(Fragment, hier nur linke Hälfte gezeigt.)

Anfang des 14. Jahrhunderts. Die Innenzeichnung der Gefächter, teilweise diese selbst, und die Umrisse sind überfärbt. Drei Streifen mit trennenden weißen Schriftbändern; die Figuren stehen in kräftigen Farben vor blauem Grund.

1. Streifen: Mordot vor Marke den Zins fordernd (tint mime heren); Ausfahrt Tristans über das Meer mit seinem Pferd (halb). 2. Streifen: Markes Traum, Tristans zweiter Ausritt (halb).

ältere Stück, das durchaus die heldischen Motive bevorzugte. Noch einen dritten Teppich mit der Schilderung der Tristan-Sage gibt es, der aber leider nur im Fragment erhalten ist.

Aber es ist selbstverständlich, daß bei diesem klösterlichen Besitz das Kirchliche nicht fehlen durfte. Von einem großen, uns unbekannten Künstler entworfen ist der Thomas-Teppich, der die märchenhafte Reise des Heiligen nach Indien erzählt. Der sehr große Teppich, die Maße betragen 4:6 Meter, erzählt Kapitel für Kapitel das beliebteste Erbauungsbuch des Mittelalters, das „Speculum humanae salvationis“.

Ein weiterer Teppich, zeitlich vielleicht der älteste von ihnen, stellt sechs Propheten in Kreisfeldern dar, ist aber leider nur zur Hälfte erhalten. Ganz aus dem Rahmen der

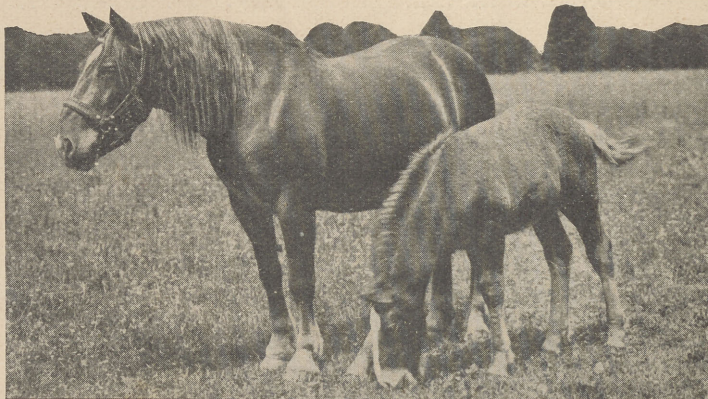
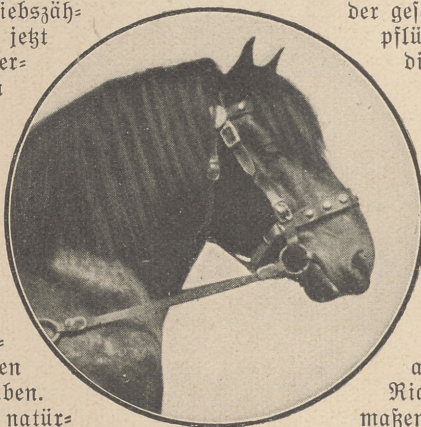
bisher geschilderten fällt der zeitlich letzte Teppich heraus, der größte von allen, er mißt über 7 Meter Breite und 4,60 in der Höhe. Er erzählt in dem krausen Stile der späten Gotik die Geschichte der heiligen Elisabeth von Thüringen.

Mir war, als ich dies alles sah, sofort klar, daß unbedingt versucht werden mußte, diese Herrlichkeiten aus ihrer völligen Verborgenheit zu ziehen und sie besser zu zeigen, als es an diesen drei Tagen des Jahres in der halb dunklen Kapelle möglich ist. Nach langen, langen Bemühungen ist es dann wirklich gelungen, aller Schwierigkeiten Herr zu werden; vom 7. Januar bis 11. März werden die frühgotischen Teppiche in Berlin in einer besonderen Ausstellung im Künstlerhaus als ein Wahrzeichen altdeutscher Kunst gezeigt.

Dr. Plambeck.

Das schwere Pferd im modernen Wirtschaftsleben. Von Dr. Steding.

Die letzte große landwirtschaftliche Betriebszählung vom 16. Juni 1925, deren Ergebnisse jetzt allmählich in den Einzelheiten bekannt werden, bringt nicht nur interessante, sondern teilweise ganz überraschende Tatsachen. Während die meisten Leute, die die Veränderung des Verkehrsbildes in den Großstädten beobachten und unter dem Eindruck des stets zunehmenden Automobilverkehrs stehen, dem Pferde ein langsames, aber sicheres Aussterben prophezeien, ergibt die Betriebszählung, daß die Pferdebestände als die einzigen unter allen Haustiergattungen eine außerordentliche Zunahme gegenüber der vorigen Betriebszählung von 1907 erfahren haben. Den der Pferdezucht Nahestehenden waren natürlich diese steigenden Ziffern des Pferdebestandes bekannt, denn sie wußten, daß die Zahl der Pferde in den Großstädten für die gesamte Pferdehaltung von nur untergeordneter Bedeutung ist. Die Hauptzahl der Pferde, nämlich reichlich 80 Prozent, wird in der Landwirtschaft gebraucht. Die Landwirtschaft, die ihre Bewirtschaftungsweise ständig intensiver gestaltet, braucht mehr Pferde als früher. Besonders gehen viele klein- und mittelbäuerliche Wirtschaften, die früher mit Rügen gearbeitet haben, allmählich zur Pferdehaltung über. Allerdings gibt es auch in der Landwirtschaft eine große Zahl von motorisch angetriebenen Ackergeräten. Diese haben jedoch nur für die größeren Betriebe Bedeutung. Nach den kürzlich angestellten Erhebungen des Preussischen Landwirtschaftsministeriums werden heute erst 3,6 Prozent



Normische Stute mit Fohlen. — Darüber im Kreis: Kopf des rheinischen Championstallhengstes „Nervus von Holzheim“.

der gesamten Ackerfläche Deutschlands von Motorpflügen bearbeitet. Auch in den Städten ist die Zahl der Pferde keineswegs in dem Maße zurückgegangen, wie das äußere Verkehrsbild es vermuten läßt. In Berlin z. B. und auch in einer Reihe von anderen Städten weist die Statistik sogar seit dem Jahre 1922 wieder ein langsames Anwachsen der Pferdezahlen nach. Andererseits ist unverkennbar, daß der Motor und die gänzlich veränderten Verkehrsanforderungen des modernen Wirtschaftslebens auch den Pferdebestand Deutschlands erheblich umgewandelt und demgemäß auch die Pferdezucht in eine ganz andere Richtung gedrängt haben. Dies trifft gleichermaßen für Industrie, Transportgewerbe und Landwirtschaft zu.

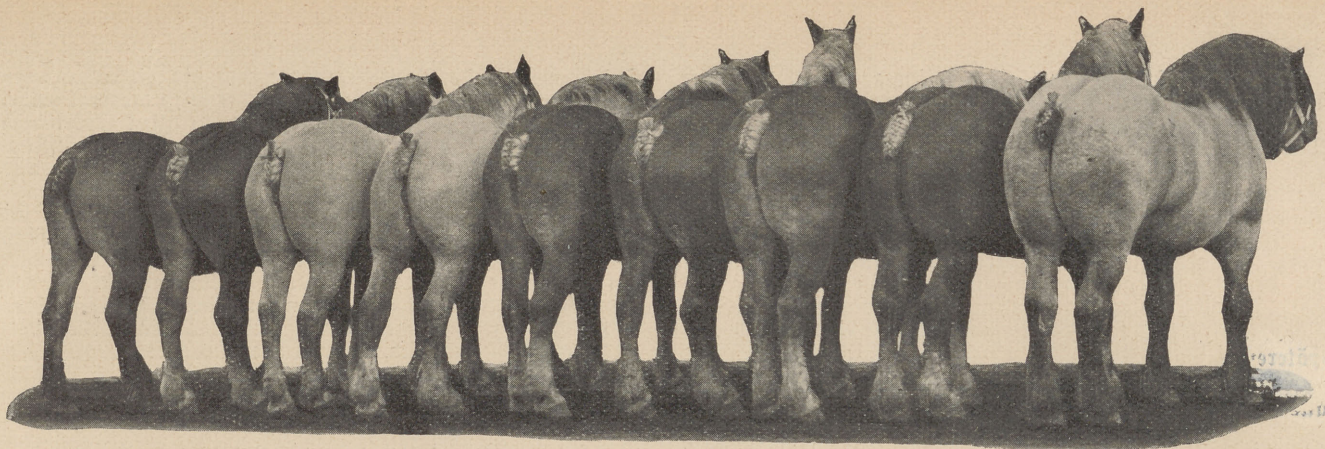
Das leichte Pferd, das früher in erster Linie gezüchtet und auch verwendet wurde, geht zahlenmäßig zurück, während andererseits Zucht und Verwendung der schweren Arbeitspferde eine erhebliche Zunahme zu verzeichnen hat.

Solange die Landwirtschaft noch extensiv betrieben wurde, genügte ein leichtes Pferd recht gut zur Ausführung der Arbeiten des landwirtschaftlichen Betriebes, während andererseits das bessere Material beim

Seere einen lohnenden Absatz als Remonten fand. Der Seeresbedarf ist aber gegenüber der Vorkriegszeit stark zurückgegangen. Im Personenverkehr hat das Automobil die Pferdewagen verdrängt. Die Landwirtschaft aber, der Hauptverbraucher an Pferden, verdichtet und verinnerlicht die Betriebe und geht mehr und mehr zur Tiefkultur über.



Kaltblutfohlen auf der Herbstweide in Ostpreußen.



Ausgeglichene Sammlung von Kaltblutpferden des Pferdezücht-Verbandes der Provinz Sachsen, die auf der Ausstellung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft in Dortmund den 1. Preis erhielt.

Dazu bedarf sie schwerer, knochiger, ruhiger Arbeitspferde, die den Tiefkulturpflug in gleichmäßigem Schritt ziehen und den Kartoffel- und Rübenwagen vom Acker schleppen. Diese schweren Pferde sieht man gleicherweise vor den Lastfuhrwerken in den Städten, vor den Kohlenwagen und den



Ein Braunschweiger Kaltblut-Wallachgespann vor dem Zugtrafmetrier.

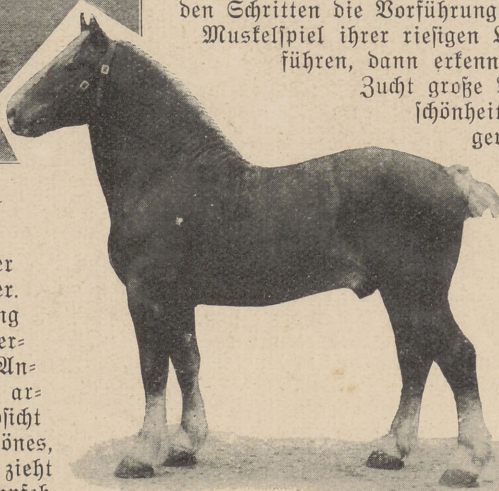
Expeditionsfuhrwerken, vor den Faßwagen der Brauereien und den Lieferwagen der Großhändler. Diese Berufszweige halten an der Lastenbeförderung durch Pferde fest, da im Lieferverkehr auf Entfernungen bis 8 Kilometer, besonders bei häufigem Anhalten, das Pferdefuhrwerk wirtschaftlich günstig arbeitet. Auch spielt oft eine gewisse Reklameabsicht eine Rolle, denn ein gut gepflegtes, formenschönes, schweres Kaltblutgespann vor dem Brauereiwagen zieht die Blicke der Passanten auf sich und ist eine Empfehlung für die Firma. Der allgemeine Sprachgebrauch bezeichnet diese Pferde häufig noch als „Belgier“ oder „Dänen“, weil in früheren Jahrzehnten die meisten dieser Pferde aus den benachbarten Ländern Belgien, Holland und Dänemark

eingeführt wurden. Der deutsche Züchter bezeichnet diese Pferde jedoch als Kaltblutpferde zum Unterschied von „Warmblut“ und „Vollblut“, und diese Bezeichnung bürgert sich auch immer mehr ein, da die deutsche Kaltblutzucht in den letzten Jahren außerordentliche Fortschritte gemacht hat, so daß heute bereits neun Zehntel des Bedarfes an schweren Arbeitspferden im Inlande gezüchtet werden. Bei den deutschen Kaltblutpferden unterscheiden wir drei Schläge, die in getrennten Zuchtgebieten gezüchtet werden: das rheinisch-deutsche Pferd, dessen Zuchtgebiet sich vom Rhein bis nach Ostpreußen erstreckt, im Norden das Schleswiger Pferd, ein mittelschwerer Kaltblüter und im bayrischen Gebirgslande das norische Pferd.

Sehr eindrucksvoll sind die jährlichen großen Hengstparaden in den staatlichen Gestüten, unter denen Wiedrath in der Rheinprovinz, Kreuz bei Halle, Provinz Sachsen und Warendorf in Westfalen an erster Stelle zu nennen sind. Wenn bei diesen Gelegenheiten die mächtigen Hengste einzeln oder in großen Koppeln mit weitgreifenden Schritten die Vorführungsbahn durchmessen und das Muskelspiel ihrer riesigen Leiber den Zuschauern vorführen, dann erkennt man, daß auch in dieser

Zucht große Beweglichkeit und Formenschönheit zu finden ist. Neuerdings gewinnen die züchterischen

Veranstaltungen und die Schauen der Kaltblutpferde auch in der Öffentlichkeit mehr Interesse, da bei diesen Vorführungen seit einiger Zeit auch Zugwettkämpfe nach verschiedenartigen Methoden zur Durchführung kommen. In Amerika werden solche Zugwettkämpfe schon seit Jahren mit ständig wachsender Beteiligung des Pu-



Schleswiger Hengst.

blikums durchgeführt und es zeigt sich nun, daß sie auch in Deutschland einem ähnlich starken Interesse begegnen.

Vorschau auf das Olympia 1928.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß die olympischen Spiele das größte Ereignis dieses Jahres werden, nicht nur für die beteiligten Sportfreunde und Sportleute, sondern auch für die gesamte Welt. Die Ausbreitung des Sportes über den ganzen Erdball, sein unerhörter Siegeszug in der Menschheit sind fast einzigartig zu nennen. Das Wahrzeichen der olympischen Spiele ist nicht künstlich erdacht, sondern Wirklichkeit: fünf bunte Ringe stellen die fünf Erdteile dar, die Kreise sind ineinander verschlungen — im sportlichen Geist. Wenn auch Amerika und Europa die Hauptmacht der Teilnehmenden zur Verfügung haben, so sind doch Australien, Asien und auch Afrika stets vertreten. Das bunte Völkergemisch wird dem feierlichsten Augenblick des Einzuges sein Gepräge geben: Im Juli werden sich die Fahnen aller Länder im Amsterdamer Stadion vor Hollands Königin senken. Ein holländischer Sportsmann wird den olympischen Schwur sprechen, und seine Kameraden werden ihn wiederholen. Sie schwören, immer ehrlich zu kämpfen und wahre Sportleute sein zu

wollen. Damit wird dem Gastgeber, dem holländischen Volke, sein schweres Amt wesentlich erleichtert.

Die Holländer haben genügend Geld, um die Vorbereitungskosten für die Spiele aufzubringen. Man kann sogar sagen, daß sich alle Völker um die Ehre drängen, eine Olympiade zur Durchführung zugesprochen zu bekommen. Selbst die geldlichen Ausgaben machen sich vollauf bezahlt. Viel größer als die Zahl der an den Kämpfen Beteiligten ist die der Schlachtenbummler und Zuschauer. Das ist besonders jetzt der Fall, da man neben den sportlichen Veranstaltungen noch ein Kunstolympia durchführen wird. Man will eine Vereinigung von Kunst und Sport anstreben, denn die Leibesübungen können dem Künstler unendlich viele Anregungen geben. Man lehnt sich in diesen Bestrebungen an das griechische Vorbild an, das uns gelehrt hat, daß zwischen diesen beiden Begriffen innere Zusammenhänge bestehen müssen.

Wenn auch hier die Wertung nie ganz gerecht sein kann,

wie in der meßbaren sportlichen Leistung, so soll der Versuch immerhin begrüßt werden. Eine Voraussetzung für eine wirkliche Feier ist der Rahmen, in dem sie durchgeführt wird. Das Stadion als Hauptstätte der Spiele muß demgemäß eine wirkliche künstlerische Schöpfung sein. Wie weit diese Forderung das neuerbaute Stadion in Amsterdam erfüllt, ist vorläufig noch nicht abzusehen.

Für uns Deutsche hat Amsterdam eine besondere Bedeutung. Sechzehn Jahre sind vergangen, seitdem das letztemal die deutsche Flagge am olympischen Siegesmast geflattert hat. In diesen vier Olympiaden — Olympiade ist der Zeitraum von vier Jahren — hat sich ein Stück Weltgeschichte in den gewaltigsten Ausmaßen abgespielt. Allerdings war der Krieg schon 1918 beendet. Schon 1920 trafen sich unsere Kriegsgegner und die neutralen Völker in Antwerpen. Die Mittelmächte waren ausgeschlossen und damit war der innere Sinn des Olympia, das ein Gut der ganzen Menschheit ist, zerstört. Noch 1924 in Paris war die Kriegsstimmung geblieben. Wenn auch hier große Leistungen gezeigt wurden, so konnte auch diese Veranstaltung die Welt nicht befriedigen. Selbst Frankreich und England, die vor einigen Jahren sich gegen die Zulassung Deutschlands aussprachen, bekennen, daß ein Olympia ohne Deutschland kein Olympia ist. Wir haben den andern gezeigt, daß unsere Leute den Besten der Welt ebenbürtig sind. Wir haben sogar den anderen Völkern eine selten gute Organisation unserer Verbände voraus, wir haben eine Einrichtung, wie die Deutsche Hochschule für Leibesübungen, die einzig in der Welt dasteht und den besten Ruf genießt. Die Frage ist nun, ob wir auch schon zum olympischen Siege reif sind. Es liegt im Sinn des Sports begründet, daß man in einem Augenblick zur höchsten Leistung auslaufen muß. In Amsterdam wird nun in allen Sportarten von allen Völkern das Beste verlangt. Es ist verständlich, daß die deutsche Sportwelt mit großer Spannung die Kämpfe erwartet.

Bei einer so großen Bewegung, wie es die deutschen Leibesübungen sind, muß natürlich immer eine Zentralfstelle vorhanden sein, um die gestellten Aufgaben lösen zu können. Wir haben einen Ausschuß für olympische Spiele, dessen Zusammenlegung leicht verständlich ist, wenn man die Einrichtung des Internationalen olympischen Komitees kennt. Dieses ist der Schirmherr und Veranstalter aller Spiele. In ihm sind Angehörige eines jeden Landes, deren Mitgliedschaft aber so gedacht ist, daß der einzelne nicht Vertreter seines Volkes im Komitee, sondern umgekehrt, der Vertreter des Komitees in seinem Volke ist. So erhoffte man eine viel gründlichere Vertiefung des olympischen Gedankens. Man sieht hieraus deutlich, daß der Sport Probleme der Völkerpsychologie lösen will, um ein Zusammenarbeiten so verschiedener Nationen und Rassen möglich zu machen. Die deutschen Vertreter sind Staatssekretär Lewald, der ja als Vorsitzender des Reichsausschusses für Leibesübungen bekannt ist, der Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg und Dr. Ruppert, der Vorsitzende des Deutschen Ruderverbandes. Lewald ist sogar Mitglied des Vollzugsausschusses, in dem außer ihm ein Franzose, ein Engländer und ein Amerikaner sind. Zu den drei Vertretern kommen die Abgeordneten der großen Verbände hinzu. Sie bilden den Olympischen Ausschuß, der in gewissen Zeitabständen Sitzungen abhält und alles Nötige beschließt. Deutschlands Stellung zu der olympischen Idee überhaupt ist vielen Änderungen unterworfen gewesen. Zuerst hat man sie abgelehnt, dann haben sich einzelne Privatpersonen beteiligt, dann sollte sogar 1916 das Olympia in Berlin stattfinden, dann hatte man nach dem Kriege wichtigere Aufgaben, dann gab es zwei Richtungen und schließlich ist man sich einig: der Reichspräsident von Hindenburg sprach sein „Glückauf zu den olympischen Spielen“ und heute wird in allen Verbänden fieberhaft gerüstet.

Es leuchtet ein, daß ein 60-Millionen-Volk eine zahlreiche Vertretung senden muß, und wenn auch Amsterdam nicht weit von der deutschen Grenze liegt, so sind die Kosten doch ganz erheblich. Das Reich wird fast eine halbe Million geben und ungefähr eine Viertelmillion werden durch Sammlungen und Spenden aufgebracht. Dieses Geld wird nicht nur zur Beschickung, sondern auch zur Vorbereitung verwandt, die schon vor ungefähr zwei Jahren begonnen hat.

Unser modernes Zeitalter hat auch im Sport eine unendliche Mannigfaltigkeit der Übungsformen geschaffen. Man mußte sich deshalb entschließen, die olympischen Spiele in drei Teile zu zerlegen. Der Wintersport kommt in Sankt Moritz zu seinem Recht, Mitte Februar beginnen bereits die Kämpfe; dann kommen in Amsterdam Ende Mai und Anfang Juni die Rasenspieler zu Worte, während die Hauptwoche Ende Juli ihren Anfang nimmt. Die Deutschen werden in Amsterdam ungefähr 20 bis 25 Kilometer vom Stadion untergebracht sein und so werden im Juli etwa 400 Leute täglich durch Omnibusse an den Kampfplatz befördert werden müssen. Man kann jetzt noch nicht sagen, wieviel Menschen in Amsterdam zusammenkommen werden.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika senden die aussichtsreichsten Kämpfer. Sie haben wohl im Laufe der

Spiele mehr erste Preise errungen als die vielen anderen Völker zusammen. Ihr schärfster Gegner wird diesmal wahrscheinlich in — Deutschland stecken, das in allen Sportarten tüchtige Vertreter hat. Die Südamerikaner bringen gefürchtete Fußballspieler, die schon 1924 das olympische Turnier gewinnen konnten. Australiens ausgezeichnete Schwimmer werden ebenso wenig fehlen wie die guten Japaner, die sich stark verbessert haben. Südafrika hat auch schon olympischen Ruhm geerntet, und die Ägypter sind begeisterte Anhänger des Sports; die erwachende Türkei natürlich nicht minder. Von europäischen Völkern wären in erster Linie Finnland und Schweden zu nennen, deren Ausbildungsmethoden vorbildlich sind. England, als Mutterland des Sports, hat äußerst willensstarke Söhne. Die Franzosen verfügen über einzelne Könner. Die anderen Länder haben meist eine Vorliebe für ein besonderes Gebiet. Die einzige Sportart, die nicht in Amsterdam teilnehmen wird, ist das Tennis, was um so mehr zu bedauern ist, als dieses Spiel das international verbreitetste ist.

Es ist nun sehr interessant, einmal oberflächlich die Ausichten der deutschen Mannschaften zu betrachten. Maßgebend dafür wird natürlich hauptsächlich das Abschneiden gegen ausländische Gegner im Jahre 1927 sein. Es sei jedoch nochmals betont, daß der Kampfgeist, der Siegeswille und die unverbrauchte Nervenkraft bei dem Olympia den Ausschlag gibt. Dies ist vielleicht sein erzieherischer Wert, daß es vom Menschen völlige Konzentration auf einen Augenblick verlangt. Unsere Wintersportleute sind schon jetzt im letzten Training. Die zahlenmäßig stärkste Mannschaft senden die Skifahrer. Ein besonderer Wettlauf ist für Militärpatrouillen vorgesehen, während die anderen sich im Lang-, Sprung- und gemischten Lauf messen werden. Auf der neuerrichteten Sprungschanze in St. Moritz sind schon jetzt Sprünge von 62 Meter Länge gemeldet worden. Wie weit wird wohl der Weltmeister sich durch die Luft tragen lassen müssen? Im Eishockey haben wir eine junge und talentierte Mannschaft. Nun kommen noch dazu: die Rodler, Schlittschuhläufer und Skeletonfahrer. Zum zweiten Teil der Spiele sendet der Deutsche Fußballbund zwei Mannschaften. Unsere Fußballvertreter haben in ihren Länderkämpfen bis jetzt sehr oft unglücklich gekämpft. Sie vermochten es nicht, ihre taktische und technische Überlegenheit auch in den Torerfolgen Ausdruck zu geben. Hoffentlich bringen sie den olympischen Kampfgeist auf. Sehr gut steht es mit unseren Hockeyspielern, die den Engländern, den besten Spielern der Welt, ungefähr die Wage halten.

Als Krone der Spiele gilt natürlich immer noch die Leichtathletik, die schon in Alt-Griechenland den Kern der Feste ausmachte. Hier ist auch die Anteilnahme für die Entscheidungen am größten. Wer ist der schnellste Mann der Welt? Wird Kurmi oder Pelker besser sein? In den kurzen Strecken, das sind die von 100 bis 400 Meter, wird es einen erbitterten Streit zwischen Deutschland und Amerika geben. Über 100 Meter seien als beste Houben, Körnig, Korts, Wichmann, Schiller und Salz genannt, die mit die beste Zeit der Weltklasse herausgelaufen haben. Für die 400-Meter-Strecke kommen Büchner und Neumann in Frage. Dann beginnt bei 800 bis 1500 Meter die Herrschaft Pelkers, des Weltrekordmanns. Böcher, Cohn und Petri sind ferner noch ausgezeichnete Leute, jung, entwicklungsfähig und haben gerade deshalb große Anwartschaft auf den olympischen Sieg. Läufer und Springer warten gleichzeitig mit guten Leistungen auf. Nur ein paar Namen seien erwähnt. Der Weitspringer Dobermann brachte es auf 7,53 Meter, der Hochspringer Köpfe auf 1,90 Meter. Schlofat warf den Speer über 64,5 Meter; während Hoffmeister ihm in seinem Diskuswurf von 47 Meter nicht nachsteht. Die Kugelförzer mit Brechenmacher an der Spitze schufen es achtfach über 14 Meter. Der Hürdler Trobach und der Zehnkämpfer Weiß vervollständigen das Feld.

Große Hoffnungen setzt man auf das Abschneiden unserer Schwimmer, die in Rademacher, Faust und Deriehs ihre besten Stützen haben. Von den vielen anderen Sportarten, die noch in Amsterdam kämpfen werden, seien die Fechter genannt. Rasmir und die 16jährige Helene Mayer, blond und ohne Bubikopf, sind international führend. Der Einermeister Flink, unser bester Ruderer, hat Aussichten wie auch unsere Vertreter im Bogen und Ringen.

Besonders sei von der gründlichen Vorbereitung unserer Reiter und ihrer treuen Kampfgenossen, der Pferde, berichtet.

Wenn wir auch keinen einzigen olympischen Preis erringen würden, die Arbeit und die Begeisterung für die olympischen Spiele haben unserer ganzen Bewegung einen mächtigen Anstoß zur Höherentwicklung gegeben. Die ganze Arbeit wird nie umsonst gewesen sein, weil ja unser Ziel nicht der olympische Sieg ist, sondern der Wunsch, daß das deutsche Volk gesund, körperlich tüchtig und dadurch lebensfroh wird.

Horst M. Wagner,
Dipl. Turn- und Sportlehrer beim Deutschen Reichsausschuss für Leibesübungen.



Regensburg. Gemälde von Erich Merder
(Aus der Münchener Kunstausstellung im Glaspalast)

Die Waisenkinder von Böttesfuer

Roman von Marie Diers

1.

An dem großen, waldumkränzten Jäcklinsee steht zwischen den letzten Häusern, die das Städtlein Böttesfuer hier an das Ufer schickt, das Waisenhaus, das einer eigentümlichen Stiftung sein Dasein verdankt. Es ist ein langes, zweistöckiges Gebäude, das, im Anfang der sechziger Jahre erbaut, eine schmucklose Form zeigt, aber in seiner gradlinigen Einfachheit mit seinem hellfarbigen Anstrich und seinen grünen Läden heute noch voll anziehenden Reizes von der buschigen Anhöhe auf die unten vorüberziehende Landstraße und den weiten See blickt.

Es war seinerzeit als eine Bußtat des damaligen Bürgermeisters Serrahn für eine schwere, amtliche Versäumnis erbaut worden.

Der Bürgermeister war neben seinem Rechtsanwaltsberuf noch von vielseitigen Liebhabereien erfüllt. Er war ein Kunstkenner und ein leidenschaftlicher Musikfreund. Seine Ehe war nicht glücklich, er hatte auch keine Kinder und war, abgesehen von seinen Landtagsreisen, außerordentlich viel abwesend, besuchte in den großen Städten die Museen und Konzerte und überließ seine städtischen Geschäfte vielfach den untergeordneten Stellen.

Als dann in den sechziger Jahren eine schwere Typhusseuche in Böttesfuer ausbrach, gab man ihm die Schuld, daß er die Brunnenverhältnisse der Stadt in unverantwortlicher Weise habe verkommen lassen, und daß er, als die Krankheit sich bereits zeigte, die nötigen Vorbeugungsmaßregeln nicht traf, weil er wieder auf einer Musikkreise außer Landes war. Als ihn die Elnachrichten endlich erreichten, war bereits ein Drittel der gesamten Einwohnerschaft von der Seuche erfaßt, und gerade die Kräftigsten von ihnen, Männer und Frauen, waren ihr erlegen.

Der damalige Arzt, der alte Rhenius, war dem Ansturm gegenüber machtlos, man sagte, er habe jedesmal beim Vorbeigehen dem Serrahnschen Hause mit der Faust gedroht. Der Präpositus Volbt veranstaltete tägliche Bittgottesdienste, zu denen er aber nicht mehr die Glocken rufen ließ, weil

durch das viele Totenläuten die Menschen schon ganz verwirrt und verzweifelt wurden, und die Bürgermeistersfrau verschloß zuletzt ihr Haus, um den Strom der nutzlosen Klagen, Hilferufe und Anklagen, den sie nicht mehr ertragen konnte, abzusperren.

Als Herr Serrahn endlich nach Böttesfuer zurückkehrte, rauh aus seinen weltentrückten Kunstträumen gerissen, fand er ganze Straßen mit geschlossenen Läden, vor den Türen lodernde und rauchende Pechpfannen, und in seinem eigenen Hause eingeworfene Fensterscheiben.

Der Eindruck auf ihn war zerschmetternd. Selbst die Leute, die ihm an dem Tode ihrer Angehörigen Schuld geben mußten, konnten es sich nicht verhehlen, wie tief ihn seine Versäumnis getroffen hatte.

Er stand damals im blühendsten Mannesalter. In Jahresfrist erkannten alte Freunde in dem völlig ergrauten alten Mann den lebensfrohen, jünglingshaft schwärmenden Serrahn nicht mehr. Er hat dann auch bis zu seinem Tode die Stadt nicht wieder verlassen, keinen Konzertsaal jemals mehr betreten, keine Kunstmappe zur Hand genommen und sogar den eigenen herrlichen Flügel, auf dem man ihn oft die halben Nächte durch spielen hörte, verkauft.

In den Familien, in denen die Väter oder die Mütter oder gar beide gestorben waren, holte er sich selber die kleinen und größeren Kinder zusammen und brachte sie in sein Haus, obwohl er nicht an Kinder gewöhnt war und nicht mit ihnen umgehen konnte. Man wunderte sich, daß seine Frau, die ein unfreundliches und verschlossenes Wesen hatte, dies zugab. Jedenfalls war seine verzweifelte Reue viel zu groß, als daß er einen Einwand auch nur gehört hätte. Da er aber doch wohl merkte, daß in einem Haushalt, der so gar nicht auf Kinder eingerichtet war, sich eine solche Schar, die auf acht Mädchen und neun Knaben anwuchs, nicht einfügen ließ, begann er noch in demselben Monat den Bau des Hauses am Jäcklinsee, der, durch einen milden Winter begünstigt, schon nach außerordentlich unruhigen Monaten im Frühjahr bezogen wurde. Dieser Hausbau gab ihm dann wohl wieder



Wintervoll. Gemälde von Alfred Weerzeid.

etwas von seinem alten Lebensmut zurück. Er war beständig dort, gab selber an, ja man erzählte sich, daß er wie ein Maurer mitgearbeitet, dabei aber immer das Ganze im Auge behalten habe.

Mit der Übersiedlung wurden unerträgliche Zustände beendet. Frau Serrahn konnte auf verschmutztes, zerschrammtes und zerbrochenes Gerät hinweisen, auf verdorbene Teppiche, Vorhänge und Betttücher, ja sogar auf offensichtliche Diebereien an Silber und anderen Kostbarkeiten, alles

liebe und Zärtlichkeit auch nur im bescheidensten Umfang entgegenzubringen.

Dann kam wieder etwas Merkwürdiges. Als das Waisenhaus fertig war, dachten die Leute, nun würde der Bürgermeister sich da einen Waisenhausvater und eine Mutter hinsetzen und sich selbst sein eigenes Haus wieder schön in Ordnung bringen lassen. Geld hatte er ja genug dafür. Und sie waren nun auch beruhigt und fanden, was ein Mensch tun könne, um seine Schuld wieder gutzumachen,



Rotoko-Bildnis. (Johann Maximilian IV. Emanuel Graf von Preysing-Hohenaschau.)
Gemälde von George des Marées.

Zeichen völlig unmöglicher Verhältnisse, wie ihn die plötzliche Einlagerung einer zum Teil unerzogenen und ohne genügende Aufsicht halb verwilderten Kinderschar mit sich bringt. Dennoch mußten selbst die vielen in Böttesfür, die Frau Serrahn wegen ihrer sprichwörtlichen Unliebenswürdigkeit nicht leiden konnten, doch zugeben, daß sie sich in durchaus würdiger Weise benahm. Sie machte keine Auftritte, suchte die nun einmal aufgenommenen Kinder nicht wieder loszuwerden, sogar nicht einmal dann, als sich die zerstörenden Spuren und die ersten Diebstähle zeigten. Sie sorgte sogar dafür, daß gut und genug gekocht wurde, kaufte selber das nötige Geschirr ein und tat ihre Pflicht in weitestem Maße. Nur war es ihr nicht gegeben, den verwaisten Kindern Mutter-

das habe er getan. Für die verwaisten Kinder war gesorgt, und es wurde sogar schon gesagt, manche von ihnen hätten es viel zu gut gekriegt, die wären doch nur Kropppzeug, und wenn ihre Eltern leben geblieben wären, hätten sie ein zehnmal schlechteres Leben. Und Dank würden die Serrahns doch nicht davon haben.

Diese versöhnliche Stimmung griff sogar auf die Stadtväter über. Man entschloß sich, den Bürgermeister, trotzdem er sich eigentlich unmöglich gemacht hatte, in seinem Amt zu lassen. Er war im Grunde beliebt, man hatte keinen Besseren und fürchtete durch einen Wechsel nur zu verlieren. Seine Schuld sah man als abgebußt an.

Während von der Öffentlichkeit nun die böse Geschichte

als abgetan angesehen wurde, schien er in der Selbstbestrafung noch weitergehen zu wollen. Er ließ sein schönes Haus am Markt mit Säulen, Erfern und Spiegelscheiben zum Verkauf ausschreiben, bestellte sich beim Fuhrhalter, von dem er auch einen Knecht in seiner Obhut hatte, mehrere Möbelwagen und ließ all sein Gut hinaus in das hellgelbe Haus mit den grünen Läden schaffen.

Da war es heraus: Die Sache sollte für die Dauer sein. Er hatte sie sich nicht mit seinem Geld vom Hals geschafft. Er wollte selbst der Waisenhausvater und Frau Bürgermeister Serrahn sollte die Waisenhausmutter sein.

Man fand das rührend, aber unpraktisch über die Maßen, unmöglich geradezu. So recht serrahnisch mal wieder. Dem Bürgermeister ging doch immer sein Herz und seine Phantasie durch. Er war diesem Amt im Leben nicht gewachsen, bei seiner Menschenkenntnis. Sein eigener Kutscher sagte: „Sei is jo vól to genial datau.“ Und von der Frau hatte man schon immer gesagt: „Ein Glück, daß sie keine Kinder hat bei ihrer unmütterlichen Anlage.“ Nun ließ sie sich siebzehn aufladen. Das war einfach verrückt.

Herr Serrahn nahm seinen Kutscher Sengpiel und dessen Familie mit hinaus. Sengpiel sollte ein Stückchen Feld bebauen und den großen Küchengarten in Ordnung halten, dafür bekam er noch einen Gärtnerburschen zur Hilfe. Frau Sengpiel sollte das Geflügel und die zwei Kühe versetzen. Aus der feinen, geruchlosen städtischen Wirtschaft war ein großer, anspruchsvoller Landhaushalt geworden.

Die furchtbare Zerstörung in Herrn Serrahns Wesen besserte sich. Trotzdem kam er mit der selbstgestellten Aufgabe nicht zurecht. Er versuchte seinen Geist an erzieherische Probleme zu fesseln, ja er nahm es so ernst, daß er ein dickes Schreibheft in großer Form mit seinen Gedanken über diesen Gegenstand füllte und auf das Titelblatt schrieb: „Serrahnsche Erziehungsvorschläge.“ Aber während seine Seele sich heimlich absehte nach dem Schöpfungsstoff, der im Weltall der gestaltenden Künstlerkraft wartet, mißriet ihm der menschliche, den er in Händen hatte, und zu dem sein Gestaltungstrieb ihn noch nie gezogen hatte und auch jetzt nicht zog.

Aus seiner armen, angestregten Arbeit, die nachher als seine Hinterlassenschaft der Nachfolgerin in die Hände kam, den „Serrahnschen Erziehungsvorschlägen“, geht deutlich hervor, was er an sich und an seiner Frau vermisse, ohne das Vermisse ergänzen zu können. Die Kinder gerieten nicht, und von denen, die gerieten, schrieb er sich das gute Ergebnis mit Recht in keiner Weise zu. Er suchte ihnen ehrlich nahezu kommen, aber er vergriff sich beständig. Seine Güte bestärkte die Frechheit und Faulheit, seine Strenge glitt ab oder schüchterte ein aufkeimendes Vertrauen ein.

Zahrzehntelang schleppte Herr Serrahn sein Waisenhaus. Es war ein verbissener Wille in ihm, doch damit zum Ziel zu gelangen. Er lebte wieder etwas auf, besonders wenn er eine Zeitlang Glück gehabt hatte. Die Aufzeichnungen in den „Serrahnschen Erziehungsvorschlägen“ wurden lebhafter, freier. Der ungewollt anspruchsvolle Titel ist wahrscheinlich erst in diesen späteren Jahren steigender Sicherheit entstanden.

Die ersten Jahrgänge, die lebenden Zeugen seiner Schuld, waren längst hinaus. Er führte trotzdem die Sache weiter, die Anstalt galt als eine Art Landeswaisenhaus, er ließ sie aber nicht aus den Händen. Sie sollte als seine Stiftung weiterbestehen.

Den Bürgermeisterposten legte er erst nach dem Deutsch-französischen Kriege nieder. Als Rechtsanwalt erhielt er den Justizratstitel, wurde aber nur zu Rate gezogen, wenn es nicht anders ging, da ihm jegliche Advokatenpiffigkeit völlig abging.

Er war jetzt am Ende der Sechziger.

Sein Nachfolger war ein Mann in den vierziger Jahren, zu dem sich die Bötetürer beglückwünschten. Sie hatten den Alten da draußen mit seinen Sonderlingschrullen doch satt bekommen und freuten sich der jugendlicheren, straffen und um ihr Wohl bemühten Kraft, die sich an allen Ecken und Enden fühlbar machte.

In dieser Zeit starb Frau Serrahn in derselben stillen und gegen alle Menschen abgeschlossenen Weise, wie sie gelebt hatte. Vielfach wurde bei dem Bekanntwerden der Nachricht der Ausspruch getan: „Dieser Toten weint kein Mensch nach.“ Aber danach erzählten die Dienstmädchen, daß Herr Serrahn an dem Sterbelager lange gesessen habe, seine rechte Hand auf die kalte seiner Frau gelegt, daß ihm die Tränen über das Gesicht geronnen seien. Auch sollte eins der Waisen-

finder, ein zwölfjähriges Mädchen, ein Gedicht auf die Tote gemacht haben, das aber niemand zu sehen bekam. Diese Sache wurde allgemein auch nicht geglaubt.

Nach dem Tode von Frau Serrahn ging das Waisenhaus schlecht und recht weiter, es war unter den Mädchen noch mehr Gezänk als vorher, da nun jede weibliche Obermacht fehlte, und auch unter den Jungen begannen die Zustände wieder ziemlich heillos zu werden. Eines Tages ging der Rektor der städtischen Schule zu dem neuen Bürgermeister Raspe und fragte, ob man nicht nach dem Ableben des Herrn Serrahn dies ganze Waisenhaus mit seinem recht zweifelhaften Nutzen eingehen lassen solle, denn seine Insassen wirkten nur schädlich auf den Schulbetrieb.

Beide Männer, der Rektor Winnagel und der Bürgermeister Raspe, waren in Bötetür noch neu, in frischen Lebensjahren und voller Tatendurst. Für Raspe war dies schlechtgeleitete Waisenhaus auch ein Dorn im Auge. Er erkannte durchaus an, daß seinen Schöpfer die denkbar besten Gründe geleitet hatten. Aber die Sache war für seinen praktischen Sinn derart unvernünftig eingestellt, daß ihm die Ungeduld auf den Nägeln brannte, dem ein rasches Ende zu bereiten.

Er beruhigte also Rektor Winnagel, daß von ihm aus alles geschehen werde, was tunlich sei, um den alten Herrn da oben womöglich schon bei Lebzeiten zum Verzicht auf sein unglückliches Werk zu bringen, jedenfalls ihm aber eine etwaige testamentarische Bestimmung, die den Unfug auch für später weiterführte, gründlich auszureden.

Raspe war ein kluger und geschickter Rechtsanwalt, mündfertig, wie schon in der Meinung der Bauern ein „Akrat“ sein mußte, und er traute sich dem alten, verwetterten und weltfermden Justizrat gegenüber einen leichten Sieg zu.

— An einem schönen Spätsommertage ging er hinaus. Der Weg, der damals noch wenig gepflegt war, hatte keine Pflasterung oder Beschüttung, ging teilweise über Geröll und war staubig nach langen, regenlosen Wochen. Das Laub hing schlaff, mit gelben Blättern schon reichlich durchsetzt, erzählte es von einem frühen, nahen Herbst. Der milde Sonnenschein lag auf der weiten, klaren Seefläche, die kaum ein Lüftchen kräuselte, und auf der ein Segelschiff mit schlaff herunterhängenden Segeln wie reglos lag.

Raspe blieb stehen. Es war ihm in allem Getriebe des Neuanfangs noch kaum zum Bewußtsein gekommen, wie schön seine Heimat war. Der spiegelklare See, die stillen Wälder, die ihn umstanden. Beim Umwenden sah er sein Bötetür unten liegen, die Dächer, die herausgrünten, der spitze, schlanke Kirchturm aus ihrer Mitte.

Pläne durchzuckten sein Hirn für Verschönerung, für Aufstiegmöglichkeiten dieser kleinen, weltverlorenen Stadt. Schon sah er gepflegte Wege hier entstehen, hindernde Wildnisse fallen, Anlagen sich erheben. Gemeinnützige Anstalten entstehen. Da fiel ihm ein, daß er hier heraufging, eine solche zu zerstören.

O nein, den Gefallen konnte er dem guten Winnagel doch nicht tun. Ummodelln, ja! selber das Gewese in die Hand bekommen, aus diesem ganzen verstrubelten Dings etwas Ordentliches, Nützliches machen, das sollte der Zeitpunkt der heutigen Unterredung sein. Den alten Wirrkopf da oben veranlassen, ihm selber in Testamentsbestimmung die Leitung und freie Verfügung in die Hand zu legen.

Das Haus — schön, wohlthuend fürs Auge. Aber der Zaun zum Gemüsegarten halb niedergebrosen, die breite, etwa fünfstufige Freitreppe vor der großen geschnittenen Eingangstür schlecht gefegt. Rohlrörne drauf, Papierseken. — Aus dem Hause scholl unbeherrschter Lärm, Stimmgebrüll, Gepolter.

Die Haustür war unvergeschlossen. Ein weiter, fliesenbedeckter Flur, hell von oben. Rechts und links eine breite Eichentreppe. Weiße Türen. Alles schön gedacht, schön ausgeführt, jetzt ungepflegt, verschmuddelt, vertreten. Wie könnte es hier aussehen!

Der Bürgermeister fühlte es wie ein frohes Erstaunen. Welch ein reiches Geschenk gab ihm dieser Sonderling in die Hand! Seine Stimmung belebte sich unsäglich.

Aus einer Tür quoll eine Kinderhorde, voll Neugier vom Klang der Türschelle hergetrieben. Strubelige Köpfe, stumpfe oder dreiste Gesichter, wie ihm schien. „Armer Winnagel!“ dachte er lächelnd.

Er rief eine barsche Frage nach Justizrat Serrahn hinaus. Richern, Poltern, gegenseitiges Knuffen und demgemäßes Quietschen war die erste Antwort. Er hob seinen Stoch und wiederholte die Frage im Drohton. Da löste sich ein rot-

haariges Mädchen aus der Masse, sprang auf leichten Füßen die breite Treppe herunter, knickte mit erstaunlicher Anmut und flog wie ein Elfishen durch den Flur zu einer breiten weißen Doppeltür im Erdgeschoß.

„Hier, Herr Bürgermeister!“ Ein helles Zwitscherstimmchen, das sich dem Besucher gleichsam einschmeichelte.

„Was bist denn du für'n Wetterjöhre?“ fragte Raspe. „Wie kommst du nach Böttesfuer, he? Aus einer Seiltänzertruppe?“

Er dachte: „Überraschungen scheint dies pudrige Haus also auch zu bergen.“

Er faßte das Springerchen unters Kinn. Das bligte ihn aus hellgrauen Augen entrüstet an.

„Mein Papa war Förster!“ sagte es.

„So so. Da hat er wohl mal einen Fuchs gefangen und sich dann versehen und gedacht, er hat eine kleine Dirn. Mädchen, schickt sich das für ein Christenkind, mit solchen fuchsroten Haaren 'rumzulaufen?“

Er wartete auf eine neue Empörung, aber sie kam nicht. In den hellgrauen Augen flirrte etwas wie schelmisches Verstehen, ein allzu frühes Begreifen. — „Und so etwas will der alte ehrliche Serrahn erziehen!“ dachte Raspe.

Ein belustigtes, halbes Lächeln war noch in seinem Gesicht, als er in dem geräumigen Zimmer des alten Justizrats stand, durch dessen Glastür der Abendsonnenschein fiel. Von hier hatte man einen weiten Blick über den See zum Wald hinüber.

Raspe hatte Serrahn seit dem Begräbnistage nicht mehr gesehen. Es waren seitdem etwa drei Wochen vergangen. Er erschrak vor dem Anblick des Mannes, der sich langsam aus dem Schreibtischstuhl emporarbeitete. Einen solchen schnellen Verfall bei ohnehin greisem Aussehen hatte er selten erlebt. Er beeilte sich, den alten Herrn in seinem Armstuhl festzuhalten.

„Gibt es denn Zauberei?“ fragte der alte Serrahn. „Eben noch hatte ich mit Hochdruck an Sie gedacht und Sie zur Stelle gewünscht. Morgen hätte ich Sie ohnehin holen lassen, aber für mich ist jetzt jedes Heute sicherer als das Morgen. Was Sie auch herführt, lassen Sie mich zuerst mein Anliegen an Sie erledigen.“

„Aber mit Freuden,“ sagte Raspe.

Er setzte sich zu dem alten Mann, das Gesicht dem Fenster zugekehrt. Sein Blick ruhte auf der stillen Schönheit des im Abendlichte glänzenden Sees, und unwillkürlich wurde sein Gefühl davon beeinflusst, während er zuhörte, was der Alte ihm zu sagen hatte.

„Ich habe in der letzten Stunde mein Testament beendet,“ sagte der Justizrat. „Es ist jetzt alles klipp und klar. Sie sind mir noch halb ein Fremder, lieber Herr Kollege, aber ich glaube, daß ich keinen Besseren finden kann, dem ich meinen letzten Willen anvertraue.“

„Rührend,“ dachte Raspe. „Er würde aber wahrscheinlich zu jedem so sagen, der hier an meiner Stelle säße.“

„Ich hinterlasse das Waisenhaus —“ sagte der alte Serrahn.

„Ei ja,“ dachte Raspe. Die hilflose, gute Art rührte ihn, aber die Rührung war nicht frei von Spott.

„Es ist mein Lebenswerk, ich habe es fast zwanzig Jahre geführt. Ich weiß, daß es mir nicht gelungen ist —“

Er schwieg nur einen Augenblick, dann fuhr er fort: „Seit dem Tode meiner Frau hat mich etwas Besonderes, gerade im Hinblick hierauf beschäftigt, etwas, was mir mein ganzes Leben fern gelegen hat — das religiöse Problem. Die Frage nach Gott. Aber dies ist nicht der Gesprächsstoff, der zwischen Ihnen und mir in Betracht kommt. Sie sollen nur wissen, daß diese größte aller Fragen schattend — oder sagen wir

besser: leuchtend über meinen letzten Entschlüssen stand.“ — Er versiel wieder in ein kurzes Schweigen. Dem andern war die leise Spottlust verflogen. Seltsam vermählte sich der Eindruck des Sees im Abendglanz mit dem, den die Worte, die Art des alten, man konnte wohl sagen, sterbenden Herrn auf ihn machten.

„Ich wünsche das Waisenhaus seinem Zweck erhalten,“ sagte Serrahn. „Die Geldmittel dafür, die Anweisung darauf, die näheren Angaben der betreffenden Papiere sind auf diesem Blatt notiert. Ich bitte Sie, die Verwaltung in Ihre Hände zu nehmen.“

Raspe nahm das Blatt. Mit zitteriger Hand standen Zahlen und Erklärungen darauf vermerkt. „Warum kam ich hier herauf?“ ging es ihm durch den Sinn.

„Die einzige offenbleibende Frage ist die nach der richtigen leitenden Person,“ sagte der alte Serrahn.

Wieder eine Pause. Die Frage lag im Raum und zitterte nach.

Die richtige leitende Person —

Es war plötzlich, als verjügte sich der Alte. Er richtete sich straffer auf, und die vorhin halb erloschenen Augen bekamen Glanz und Feuer.

„Sie muß mit Kindern umgehen können!“ rief er. „Sich nicht erst mühselig jeden Tag und jede Stunde vorsagen müssen: Wie mache ich dies? Wie sage ich das? Sie muß es einfach von selbst wissen. Von selbst — daran liegt's. Sie muß alles stehen und liegen lassen, wenn sie ein Kind in irgendwelcher großen oder kleinen Not sieht. Sie muß Bücher oder Musik oder den Kochtopf, oder was sonst ihr Herz erfüllt, vergessen können, wenn sie sich mit einem Kind beschäftigt. Sie muß herzlich lachen können, nicht über das Kind, sondern mit dem Kind. Und das alles muß man daran erkennen können, daß das Kind wie närrisch nach der Person ist. Das ist Nummer eins. Und Nummer zwei ist Menschenkenntnis, daß sie das alles richtig abschätzt, was das Kind an Fehlern hat und nicht zu hoch und nicht zu tief greift. Und Nummer drei ist: selber ein reines Herz und einen starken Charakter haben. Und Nummer vier —“

„Was ist Nummer vier?“ fragte Raspe gespannter, als er selber wußte.

Der alte Mann sah zum See hinüber. Die Sonne glitt tiefer. Abendröte breitete sich aus. Es mußte sich ein leichter Wind erhoben haben, der klare Spiegel war gekräuselt, und in ihm schimmerte, tausendfach gebrochen, in spielenden Lichtern der Abendschein.

Seltsam wehte es durch den Raum.

Es kommt die Nacht —

„Nummer vier —“ sagte der alte Mann wie träumend, langsam, aus der stillsten aller Tiefen heraus — „daß sie an Gott glaubt.“

Die Sonne sank schnell, als habe sie Eile, hinter den Wald zu tauchen. Zu ihrem Abschied hüllte sich der Himmel in seltsamen Glanz.

„Nun wissen Sie, lieber Kollege. Sie sind klug und stehen mitten im Leben, besser als ich alter Döskopf. Wissen Sie, wie sie meine Frau genannt haben, meine arme, treue Frau? Nein, ich will's nicht mehr denken, alles Bittere ist längst ausgegessen. Das Ende ist das Beste. Gehen Sie, Raspe, suchen Sie mir die Person, auf die die vier Punkte passen. Es kann ein Mann sein oder eine Frau oder ein Mädchen, und sie kann jung sein oder alt. Das ist ja alles ganz gleich, nur daß die vier passen. Vielleicht gibt's viele solche, vielleicht wenige, Sie werden sie schon finden. Dann bringen Sie sie mir gleich. Einer solchen Person brauche ich ja nichts zu sagen, die weiß alles von selbst viel besser. Ich möchte sie nur sehen —“

(Fortsetzung des Romans folgt.)

Winterpflichten des Menschen.

Wenn der Schnee alles mit seinem Linnentuche weich verhüllt hat, wenn der Heger und echte Weidmann täglich zu den Fütterungen seines geliebten Wildes herausfährt, um allem Waldgatter die Zeit der schweren Not erträglich zu machen, dann ist auch für den wahren Freund von Wald und Feld der Zeitpunkt gekommen, um seinen Teil zur Erhaltung der Natur beizutragen, wenn er damit nicht schon früher begonnen hat. Ich denke besonders an die Sorge für die geduldeten Freunde, denen wir besonderen Dank dafür schuldig sind, daß sie uns im Winter trotz Hunger und Kälte mit ihrem Anblick erfreuen, während die meisten ihrer Artgenossen zur Erholung von der anstrengenden Balz- und

Von H. D. von Bonin-Bonitz.

Brutzeit „an die Riviera gehen“ oder eine Afrikareise unternehmen.

Vor allem ist dem der Natur entfremdeten Städter hier ein reiches Feld gegeben, zumal sich alle Vögel im Winter in der Nähe der Städte zusammenziehen. Hier kann er, den Beruf und Technik zur Maschine gemacht haben, wieder Mensch werden und der Natur, die ihn ja geschaffen hat, dienen; hier kann er Liebe säen, die er auch ernten wird: ein paar Körner, zur rechten Zeit und richtig ausgelegt, haben manchem Vogel Wärme und Lebensmut wiedergegeben und dort, wo er sorgende Liebe im Winter weiß, wird er auch gern im Sommer seine Brutstätte aufschlagen und den

Spenden durch Gesang erfreuen, ganz abgesehen davon, daß er mit seiner Brut die Obstbäume und den Garten von schädlichem Ungeziefer freihalten wird. Jeder hat ein Fensterbrett, viele einen Balkon, mancher ein Gärtchen, jeder einzelne kann also sein Scherlein beitragen.

Ehe ich mit den einzelnen Fütterungsmethoden beginne, muß ich warnen. Freiherr von Berlepsch, der bekannte, hervorragende Vogelfreund, sagt in seinem Werke „Der Vogelschutz“, dem ich hier auch einiges entnommen habe, bei Besprechung der Winterfütterung ganz mit Recht: „Lieber gar nicht als falsch füttern!“ Verderblich ist es, Brot auf das Fensterbrett zu streuen, wenn nicht die Späken alles fressen, was sie ja in kürzester Zeit tun, doch für sie ist es meistens nicht gedacht; aber bei längerem Liegen in der Feuchtigkeit fängt das Brot an, sauer und damit für die sowieso nicht mehr ganz widerstandsfähigen Vögel gefährlich zu werden. Keinen Vogelschutz, sondern radikale Vogelvernichtung bedeuten die vielen selbstgebauten, manchmal sogar gekauften Futterhäuschen, deren größter Fehler die mangelnde Wettersicherheit ist; nur grobe Unkenntnis der Gefährlichkeit eines solchen Spielzeuges kann seine Verwendung entschuldigen. Ich meine die Futterhäuschen, die wohl mit einem Dache versehen sind, bei denen aber Wind und Wetter seitlich ungehindert an das ausgestreute Futter herankommen können. Die Vögel gelangen nur dann zum Futter, wenn sie es am wenigsten brauchen, d. h. bei offenem Wetter; aber in schwerster Notzeit, bei Schnee, Eis und Rauheis, wenn den Vögeln die Hauptvorratskammer, die Baumrinde mit ihren Käfern und Larven, verschlossen ist, bieten ihnen die ausgestellten Fütterungen auch nicht die nötige Hilfe, ganz abgesehen davon, daß die an diese Futterplätze gewöhnten Vögel nunmehr dem sicheren Verderben anheimfallen.

Darum lautet die erste Forderung, die an das Futterhäuschen zu stellen ist: Wettersicherheit, was mit Leichtigkeit erreicht werden kann, wenn das Dach des Häuschens bis über den Futtertisch, -krippe oder -schale heruntergezogen wird, wodurch gleichzeitig die lästigen Späken ein wenig ferngehalten werden. Es gibt die verschiedensten Arten von Futterhäuschen, die alle ihren Zweck erfüllen, vom Heißhühner Futterhaus bis zum Fensterfutterkasten, von den Futterglocken bis zur Meißendose; ich verweise hier auf den Sonderabdruck „Winterfütterung“ aus dem Berlepschen Werke „Der Vogelschutz“.

Bei Beschädigung dieser Futterhäuser muß natürlich die in der betreffenden Gegend vorkommende Vogelwelt berücksichtigt werden. Es hat selbstredend keinen Sinn, mitten im größten Großstadttreiben in einem riesigen Häuserblock für Haubenerchen, Zeisige und andere Vögel entsprechendes Futter auszuliegen, die niemals hierher kommen. Wohl aber wird hier der Naturfreund bei Drosseln, Finken, manchmal auch bei Blau- oder Kohlmeisen dankbare Abnehmer finden. Aber schon in den Vorstädten der Großstadt und in den Kleinstädten, in denen Gärten das Häusermeer unterbrechen, und erst recht auf dem Lande kann man außer den eben genannten Vögeln noch Kleiber, Baumläufer, Kirschkernbeißer, Dompfaff, Zeisige, Zaunfönige, Sumpfschneisen, seltener auch Tannen- und Haubenmeisen und noch manchen anderen kleinen Kerl als fleißige Besucher solcher Futterstellen sehen. Als Futter verwendet man am besten Sämereien allerart,

wie Getreide, Mohn, Hanf, Leinsamen, Raps, Sonnenblumenkerne, aber ja nicht Rübsamen, der von fast allen Vögeln verschmäht wird. Das Futter sei möglichst fett- oder öhaltig, wie es eben diese Sämereien sind, denn Fett gibt Wärme, und Wärme spendet Leben. Daher empfiehlt es sich sehr, reines Fett, wie Talg, Speckswarten und ähnliches auszuliegen; Talg, aber nicht Pferdetalg, da dieser nicht konstant wird, am besten in den sog. Futterhölzern, Aststücke mit gebohrten Löchern, in die man den flüssigen, zerlassenen Talg, den man auch mit Sämereien durchsetzen kann, hineingießt und erkalten läßt. Die Futterhölzer werden am besten mit den Öffnungen schräg nach unten unter Schutz an Bäume genagelt: ihren Inhalt werden Meisen und Kleiber bald herauspicken.

Eine andere, recht brauchbare, aber etwas schwierige Fütterungsart ist die Herstellung von Futterbäumen, die nichts anderes darstellen sollen als mit natürlichem Futter, wie Eiern und Larven von Insekten versehene Bäume. Sie werden mit einer Mischung von zerlassenen Talg und Hanf, gemahlenem, trockenem Fleisch und Brot, Ameisenpuppen, Hirse, Hafer usw. in einem Verhältnis von 11 zu 14 begossen. Leider haftet dieser Einrichtung, die am ehesten einer Naturfütterung ähnelt, der Mangel der Wettersicherheit an, der nur zum Teil dadurch ausgeglichen wird, daß alles leicht Verderbliche von Fett umschlossen ist.

In Gärten, Parks oder am Waldrande lassen sich auch recht gute Futterplätze in der Weise herrichten, daß man in einem dicht zusammengeschichteten Reisighaufen eine feststehende Futtererschale aufstellt, die mit allen möglichen guten Sachen gefüllt wird. — In derselben Weise können auch Naturfreunde wirken, die als Jäger für ihr Wild zu sorgen haben; denn bei Fasanen- und Rebhühnerschüttungen finden sich auch Kleinvögel ein, und bei den Hochwildfütterungen fallen für sie auch manches Korn, mancher Same ab. Landwirte verweise ich darauf, daß der Heu- und Unkrautsamen, den man in Unmengen auf jedem Heuboden finden kann und der in der Regel zum Misthaufen gefahren wird, sehr gut für das Federwild und für unsere Vögel sich verwerten läßt.

Bei allen diesen Futterplätzen ist neben der größtmöglichen Sicherung vor Witterungsunbilden von größter Wichtigkeit, daß sie von den Vögeln, für die sie bestimmt sind, auch gefunden werden können, was man leicht durch natürliche Zuführungen wie Zäune, Alleen, Hecken, Waldränder, Bäche usw. erreichen kann, und daß sie wirtschaftlich sind, d. h. daß das ausgestreute Futter in vollwertigem Zustande ganz aufgebraucht wird; man darf also niemals zu reichlich füttern und muß durch fortgesetzte Beobachtungen feststellen, welche Menge ungefähr täglich verzehrt wird. Außerdem müssen die Vögel an den Fütterungen sicher vor Hund und Rabe und Räubern im Federkleide, vor allem vor dem Sperber sein: dorniges Strauchwerk um den Futterplatz herum wird meistens seinen Zweck erfüllen.

Schließlich ist es wohl selbstverständlich, daß man den Platz möglichst versteckt und abseits von belebten Verkehrsstraßen anlegt, denn es gibt unter uns lieben Menschen doch immer wieder gemeine Lumpen, die aus Mitleiden die Anlage zerstören könnten oder sich anderweitig unbeliebt machen; auch die Nähe von Industrieanlagen ist wegen des Lärmes zu meiden.

Der Schneemann. Novelle von Walthar Burk.

Als die Lehrerin Clarissa Hiller an einem kalten Wintermorgen die Eisblumen in der Ecke ihres Schlafzimmersfensters mit ihrem warmen Hauch aufgetaut hatte und durch das kleine Loch, das dadurch klar geworden war, hinauschaute in den dämmernden Tag, weiteten sich plötzlich ihre Augen. Denn da stand in ihrem Vorgärtchen, das von den Schulkindern bisher immer in ängstlicher Scheu gemieden wurde, ein richtiggehender, tatsächlicher — Schneemann!

Clarissa zog finster die Brauen zusammen und wollte sich einen Augenblick entrüsten, dann aber, als sie die Brille geholt und den kalten Eindringling noch einmal angeschaut hatte, wandelte sich ihre Empörung in grenzenloses Erstaunen. Nein! Das war kein gewöhnlicher Schneemann! Der hatte etwas seltsam Bewegliches und Bewußtes und konnte unmöglich von Kindern oder übermütigen Bauernburschen geformt sein! Und was trug er denn in den Händen? War das nicht einer der künstlichen Blumensträuße von den weißgedeckten Tischen in des Löwenwirts Herrenstube? Und hatte dieser Schneemann nicht einen — Augenaufschlag — ja einen Augenaufschlag, der ausgerechnet nach Clarissas Fenstern hinaufzielte? Einen Augenaufschlag, der sie beunruhigte...

Sodiel stand fest: Das mußte ein Künstler gewesen sein,

der sich hier einen, allerdings recht eigentümlichen, Scherz erlaubt hatte. Blitzschnell überflogen die Gedanken der Lehrerin die kurze Reihe der winterlichen Sportgäste in dem kleinen Gebirgsneft, und plötzlich fiel es ihr wie Schuppen von den Augen: Das konnte nur der Bildhauer aus der Residenz gewesen sein, der ihr vor einigen Tagen eine Dämmerstunde im Löwen so freundlich verkürzt hatte. Ein angehender Fünziger, dem an den Schläfen bereits das erste Weiß schimmerte, und den sie so ernst genommen hatte... und nun dieser Jungenstreich! Gerade dem hätte sie so etwas nie zugetraut.

Clarissa atmete tief auf. Es war sonderbar gewesen an jenem Abend: Im Gespräch mit dem Fremden hatte sie plötzlich, seit vielen Jahren zum erstenmal wieder, längst verschüttete Quellen in den Tiefen ihrer einsamen Seele rauschen zu hören vermeint und sie war darob nicht etwa erschrocken, sondern hatte sich zu ihrer eigenen Verwunderung sogar darüber gefreut. Und als er davon gesprochen, wie hart auch er sein Leben und seine Existenz erkämpft und wie er lange Jahre nur immer und immer wieder gegeben habe, ohne zu empfangen — gerade wie sie — da war eine warme Welle des Mitleids durch ihr Herz gegangen. Aber Clarissa Hiller wußte, wie gefährlich Mitleid mit Männern ist. Und

von diesem Augenblick an hatte sie sich in jäher Erkenntnis der Lage in eine seelische Abwehrstellung versetzt und nur noch halb zugehört, als der Bildhauer davon sprach, daß er nun endlich sein Lebensschifflein in einen ruhigen und sicheren Hafen zu steuern begründete Aussicht habe. Wenn nicht alles trüge, sei ihm die freigewordene Professur für Bildhauerkunst sicher. Und dann, ja dann sei es vorbei mit den Sorgen ums tägliche Brot, dann wolle er seinen alten Traum wahr machen, von einer bescheidenen, aber warmen Häuslichkeit...

„Möge es Ihnen glücken,“ hatte sie fast frostig gesagt und war jäh aufgestanden, um sich zu verabschieden, „die Hoffnung ist ja immer das belebende, stärkende und beglückende Moment in unserem Dasein. Aber sie ist auch trügerisch, und ich habe für meinen Teil gelernt, kurzerhand auch sofort den kleinsten Keim dieser gefährlichen Pflanze zu ersticken, sobald er sich zu rühren beginnt.“

Es war etwas aufgeregter herausgekommen, als sich mit dem Sinn des Gesagten vertrug, und darum fügte Clarissa, dessen wohl bewußt, noch hinzu: „Sehen Sie, und nun habe ich es durch strenge Selbstzucht soweit gebracht, daß ich, wie mit einem Zauberstab, jedes Bild, das Unruhe hineinbringen könnte, aus meiner Seele bannen kann.“

Sie war mit sich zufrieden gewesen, als sie auf die dunkle Dorfstraße hinaustrat. Er brauchte nicht zu merken, daß es feige Flucht war, dieser Abschied! Es war auch feige Flucht gewesen, daß sie seit jenem Abend den Löwen ängstlich gemieden und ihr Mittagbrot in einer anderen Gaststätte zu sich genommen hatte... Und nun hatte dieser Mensch einen solchen Dummenjungenstreich verübt!

Clarissa wurde unruhig. Was würden die Leute sagen, die an dem Schneemann vorbeikämen? Nun ja... ein Schneemann... was war da schließlich dabei? Aber der Blumenstrauß? Würde man nicht lachen über diese Huldigung, die im Grunde einer Verhöhnung glich? Der Blumenstrauß mußte verschwinden, und zwar sobald als möglich!

Schnell die Schuhe angezogen und den Mantel umgeworfen und das bunte Ding weggeholt, bevor es Tag wurde! Gedacht — getan. Einen Augenblick später prangte er in der blauen Glasvase auf Clarissas Kleiderschrank.

Eine Viertelstunde darauf schritt die Lehrerin durchs Dorf, würdig, streng und ein wenig eifrig, wie alle Tage, wenn sie dem roten, aufregend symmetrischen Backsteinbau zustrebte, über dessen Türe schwarz auf weiß das Wort „Schulhaus“ stand. Da ging sie nun schon seit zwölf Jahren ein und aus. Vormittags pünktlich fünf Minuten vor acht, mittags fünf Minuten nach zwölf. Auch des öfteren nachmittags, mit Ausnahme des Mittwochs und Samstags. Und war für die Einwohner eine Art lebenden Uhrzeigers geworden, wenn mal gerade die alte Turmuhr versagte. Wie ein wesenloses Stück Mechanismus im Triebwerk des Alltags.

Ah, hätten die guten Leute gewußt, wie es manchmal im Laufe dieser Jahre in des Schulfräuleins Seele ausgesehen hatte, wie viele Hoffnungen darin aufgeblüht und wie viele Enttäuschungen darauf gefolgt waren, wie oft Clarissa hatte an sich halten müssen, beide hinter einer würdig-strengen Maske vor ihnen zu verbergen, die Freude und das Leid!

Aber sie hatten nie etwas gemerkt und es sogar im Hinblick auf die Erfolglosigkeit des Unternehmens aufgegeben, nach Bauernart hinter der Lehrerin herzuspionieren.

So war es denn kein Wunder, daß auch heute morgen niemand in Clarissas Zügen forschte. Und das war gut. Denn da wäre doch etwas Ungewöhnliches zu erspähen gewesen: Eine gewisse Unruhe und Unsicherheit, ein nervöses Zucken um den Mund, ein seltsames Leuchten in den sonst etwas ver-

schleierten grauen Augen. Der Schneemann... der Schneemann! Selbst in die Gedankengänge des Unterrichts stahl sich die weiße Gestalt. Sie störte die biblische Geschichte und verwirrte die einfachsten Rechenexempel. Der Schneemann... der Schneemann... — Die Disziplin begann sich zu lockern. Schon schmiß ein frecher Bengel mit Papierpfropfen...

Als es zwölf schlug, ließ es der Lehrerin keine Ruhe mehr: Sie mußte in den Löwen und erkunden, ob der Fremde noch da war. Mochte daraus werden, was wollte.

Der Löwenwirt war ein Spaßvogel und zwinkerte bei der Frage nach dem Gast vergnüglich mit den Augen. „Geltens, das war ein netter Herr, Fräulein! Leider ist er heute mit dem ersten Zuge abgereist. Und er läßt Sie auch noch schön grüßen und vielleicht kommt er bald wieder.“ Und die vierzigjährige Clarissa wurde bei diesen Worten rot wie ein Backfisch. Es war eine heillose Geschichte mit dem Schneemann! Kam man nach Hause, so stand er da, in seiner demütigen, bittenden Stellung als wollte er sagen: „Nimm mich mit in dein warmes Stübchen,“ ging man fort, so schien er traurig zu sein, schaute man mal aus dem Fenster, so begegnete man seinem Blick: „Es ist so einsam hier draußen... so kalt... und mein Leben ist so kurz...“

Ob man ihn in der Nacht entfernte? Nein, wie hätte das nur ausgesehen, wenn die Lehrerin... Ob man ihn wenigstens umwarf? Dazu war er eigentlich zu schade...

Clarissa fing an, nervös zu werden. Ein Stoß Aufsatzhefte, die der Korrektur harften, erinnerte sie an ihre Pflicht, aber als ihr Blick den Kleiderschrank streifte, schienen ihr die Blumen des Schneemannes zuzunicken. Schon wieder die weiße Gestalt! Der Kerl begann einem Gespenst zu gleichen und die Lehrerin zu verfolgen. Auf Schritt und Tritt. In der Schule, auf der Straße, sogar in der Kirche stellte er sich ein. Und doch konnte sie ihm im Grunde nicht gram sein. Clarissas Gleichmut drohte zusammenzubrechen. Sie begann sich Vorwürfe über ihre dienstliche Zerstreuung zu machen. Auch die Kinder schienen ihr bereits angesteckt von ihrer Unruhe.

Wochen waren vergangen in diesem peinlichen Zustand der Unausgeglichenheit, bis endlich der erste Hauch des Frühlings über die Berge kam. Der Schnee rutschte über die Dächer, auf den Straßen bildeten sich Pfützen, auf den ersten schneefreien Wiesenflächen spielten die Hunde. Clarissas Schneemann begann auch unter den Verhältnissen zu leiden: Er war ein wenig zusammengesunken und seine Haltung war noch flehender und demütiger geworden. Es war einfach zum Erbarmen. Da — als am freien Samstag nachmittag Clarissa eines Tages ans Fenster trat, stand ein Mann drunten bei dem Schneemann und beschaute den weißen Gesellen mit offensichtlichem Vergnügen, und dieser Mann war — der Fremde. Sofort wurde er Clarissas ansichtig.

Und nun entspann sich folgende Zwiesprache: „Hat er seine Sache nicht gut gemacht, Fräulein? Und den Blumenstrauß hat er wohl auch abgegeben?“

„Also Sie haben den schrecklichen Kerl da aufgebaut?“

„Bitte sehr, der Professor Klein baut keine Schrecknisse auf!“ — „Aber er macht Dummenjungenstreiche und schädigt in öffentlichen Ämtern stehende Personen in ihrem Ansehen...“

„Wenn es gilt, seinen Zweck zu erreichen, ist jedes Mittel erlaubt.“ — „Schöne Aussichten, das muß ich sagen...“

Der Fremde war ganz nahe an das Haus herangetreten: „Fräulein Clarissa,“ sagte er, „haben Sie nicht gesagt, Sie könnten wie mit einem Zauberstab jedes Bild, das Ihnen Unruhe bringe, von Ihrer Seele bannen? Und nun habe ich Ihnen das Gegenteil bewiesen... Clarissa, willst du nicht Professorin werden?“ — „Komm herauf, Schneemann!“

Versäumt. Von Hans Much.

Wem nicht der selbstgepflanzte Baum
Fruchtkörbe brechend beschieden,
Wer nie gepfropft einen Rosenbaum —
Hat viel versäumt hienieden.

Wer nie sich seine Hand beschmutzt
Lächelnd ob der Beschwerden,
Wie einen Fruchtbaum zugestutzt,
Hat viel verschlafen auf Erden.

Wer rieselnden, glänzenden Samen sand
Zu farbenfreiem Werden
Wie streute in das bereite Land,
Hat das Schönste versäumt auf Erden.

Eislauf. Von Franz Graf Montgelas.

Mit vier Abbildungen nach Aquarellen von Toni Schöneck.

Die Eislaufkunst ist eine der ältesten Sportarten, die auch in Deutschland schon betrieben wurde und begeisterte Anhänger hatte zu einer Zeit, als die übrigen Sportzweige, die heute eine so wichtige Rolle im privaten und öffentlichen Leben spielen, jedenfalls bei uns noch in den Kinderschuhen steckten, ja kaum dem Namen nach bekannt waren. Allerdings ist auch der Eislauf, obwohl seine Anfänge ins 17. und 16. Jahrhundert zurückreichen müssen, erst in neuerer Zeit zu einem wirklichen Sport, der hohe Anforderungen nicht nur an technisches Können, sondern auch an größte Gewandtheit und Grazie stellt, durchgebildet worden. — Um die Mitte des 19. Jahrhunderts dürfte wohl die Geburtsstunde des Eislaufs als Sport liegen, und zwar entwickelte er sich seinen Voraussetzungen gemäß, die damals noch vollkommen im Klima, d. h. im Vorhandensein von guten Natureisbahnen begründet waren, von zwei Richtungen her; die eine, die systematisch durchgebildete, dürfte auf dem Kontinent wohl zweifellos aus Österreich, und zwar teils aus der heutigen Tschecho-Slowakei, teils aus Wien stammen. Das dortige Klima begünstigte das Eislaufen durch teilweise vorzügliche Natureisbahnen, teilweise auch künstliche Bahnen, die in freier Luft mehrere Monate des Winters über regelmäßig zu gebrauchen waren. Es entwickelte sich auf diesen Bahnen durch angespannte Übung und Weiterarbeiten die kontinentale oder Wiener Schule, die, wohl auch der körperlichen Veranlagung der österreichischen

und tschecho-slowakischen Bevölkerung entsprechend, neben der Entwicklung des technischen Könnens größten Wert auf körperliche Grazie, schöne Haltung und geschmeidiges Laufen legte. Die Wiener Schule betonte wesentlich die freie, vom Körper weggehaltene graziöse Stellung des sogenannten Spielfußes, durch dessen Hilfe die Figuren und Bewegungen der Schule hervorgerufen wurden. Die Wiener Schule erreichte durch einzelne Läufer eine hohe Vollendung, und auch die ersten Meister, wohl auch die ersten Weltmeister, lernten und siegten auf Wiener Eisbahnen.

Einen zweiten Impuls erhielt der Schlittschuhsport durch das Mutterland des europäischen Sportes, durch England, und zwar weniger im Lande selbst, da das dortige Klima dem Schlittschuhlauf nicht günstig ist, als durch Schlittschuhlaufbegeisterte Engländer in den Kurorten der Schweiz, vor allem Davos und Sankt Moritz, dem Paradies für Schlittschuhläufer. Die sogenannte englische Schule entwickelte einerseits auch hohes technisches Können, betonte jedoch anderseits weniger die Grazie der Körperhaltung, als vielmehr die sogenannte korrekte Haltung mit fest an den Standfuß genommenem Spielfuß, wodurch für das Auge des Zuschauers eine zwar sehr korrekte, aber etwas steife Art des Eislaufs entstand. — Die nötigen Impulse und Bewegungen bei der englischen Schule wurden nicht durch den Spielfuß, sondern durch Körper-, zumeist Schulterbewegungen gegeben.

Wenn es schon an sich ein großer Genuß ist, einen



Meister des Schlittschuhs über die spiegelnde Fläche ziehen zu sehen, so ist vielleicht das Schönste, was man im Sport in Verbindung von Körpergrazie und technischem Können sehen kann, ein gut eingespieltes, zum Takte der Musik laufendes Paar. — Beim Paarlaufen spielt natürlich erst recht Körperhaltung, gutes Zusammenpassen der Partner für den Zuschauer eine ausschlaggebende Rolle. Nur jahrelanges emsiges

Zusammenarbeiten bringt Eislaufpaare hervor, die dann allerdings auch meist mit ihrem Können die Zuschauer zu heller Begeisterung mitreißt.

Unter den beiden Schulen, der englischen und der Wiener Schule, hat heutzutage zweifellos die Wiener Schule den Sieg davongetragen, und außer in Davos, wo man heute noch Engländer der alten Schule um einen auf das Eis gelegten Apfel in steifer Haltung ihre Figuren ziehen sieht, ist Pflichtlaufen und Kür auf internationalen Plätzen nur noch in den Formen der Wiener Schule möglich.

Das Paarlaufen ist von jeher in den Formen der Wiener Schule ausgeübt worden. Wenn auch das Paarlaufen in seinen Anfängen und wohl auch in seinen Spitzenleistungen stets von einem Läufer und einer Läuferin gebildet wurde, so ist durch das Aufkommen der Eispaläste, die einer viel breiteren Schicht das dauernde Üben des Eislaufs ermöglichen, auch das Paarlaufen von zwei männlichen Partnern oder von zwei Damen aufgekommen. Diese Art des Paarlaufes spielt aber bereits hinüber in das durch die Eispaläste entstandene Eishallet, das durch Verbindungen von choreographischen Figuren und Eislaufen manchmal außerordentlich hübsche Wirkungen erzielt.

Die Zuschauer, die bei schöner Winter Sonne den Eis sportplatz umsäumen, brechen mit Recht oft in helle Begeisterung über die Leistungen gerade beim Paarlaufen aus. Das sieht alles so leicht und grazios und spielend aus, und doch steckt in diesen Leistungen ein hoher Aufwand an Kraft, und es bedarf einer jahrelangen Übung, um ein Paarlaufprogramm von nur fünf oder sechs Minuten Dauer wirklich gut und in vollem Schwung durchzuhalten.

Bleibt der Eisläufer, der Schule und Kür läuft, oder das Paar, das sein Programm vorführt, immer der Wer-

Nr. 16



tung durch ein Preisgericht unterworfen, bei dessen Beurteilung, außer dem technischen Können, der sogenannte Stil der Vorführung eine große Rolle spielt, so wird der Rennläufer, wie der Name besagt, nur nach seiner Schnelligkeitsleistung gewertet. Auch diese Abart des Schlittschuhsportes ist in letzter Zeit, unterstützt durch die Trainingsmöglichkeit der Eispaläste, mehr und mehr aufgekomen und bildet meist

eine erwünschte Programmnummer eines gelungenen Eislauf-Wettbewerbs.

Nicht zu vergessen ist noch eine Betätigung des Schlittschufläufers, der jüngste Sport des Eises, das Eishockey, das durch kanadische und englische Spieler heute auch in Europa ganz allgemein und mit bereits hohem Können gespielt wird. Ein gut und vor allem schnell gespielter Eishockey-Kampf ist für die Zuschauer eine der aufregendsten Sportarten, weil er ganz außerordentlich hohe Ansprüche an die Kraft und Geschicklichkeit der Spieler stellt.



Die Bilder, die wir Toni Schöneders verdanken, geben einen Begriff nicht nur von der sportlichen Arbeit, die auf den internationalen Eisplätzen geleistet wird, sondern auch von der fröhlichen, gesellschaftlichen Stimmung. Auch die Farbeindrücke haben starke Wandlungen durchgemacht. Früher bevorzugten die Eisläufer schwarze oder weiße Sportkostüme: heute sind gerade die grellsten Farbentöne besonders beliebt, weil die weiße Fläche des Schneehintergrundes viel bunte Lichter verträgt. Die Ausrüstung für den Eis sport ist ein wichtiger Abschnitt in der Mode und der Konfektion geworden. An der Ausrüstung für den Hockeyspieler sind auch noch andere Indu-

strien bzw. Handwerke beteiligt: fast dieselben, die vor Jahrhunderten einen ins Turnier ziehenden Ritter mit Eisen und Stahl bemehrten. Bein- und Armschienen, Brustpanzer und Sturzhelme müssen den Hockeyspieler vor schwereren Verletzungen schützen.

Was Toni Schöneders bunte Bilder noch des weiteren zu vermitteln bestrebt sind, das ist die Vorstellung von der ganzen winterfrischen Atmosphäre dieses herrlichen Sports. Rote Backen, warmer Atem, sich weitende Brust, gelöste Glieder, ein Hymnus auf die Freude an Gottes Natur!

Die Uhr Wilhelmine. Von Max Jungnickel.

Die Uhr Wilhelmine ist eine weiße Uhr, die Berge auf der Stirn trägt und Hirsche und Rehe, die ins Tannendunkel treten. „Wilhelmine, wer nannte dich denn so?“ Und die Uhr spricht zu mir: „Im Försterhause gaben sie mir diesen Namen nach der Magd, die von Jugend an getreulich diente. Als der Förster starb, zogen wir zu seinem Sohn. Der war Bürgermeister in einer kleinen Stadt. Und Junggeselle war er auch. Die Möbel und Kisten und Kasten wanderten mit. — Wilhelmine heiße ich. Geh' ich nicht flink? Ich bin noch nicht müde geworden. Du solltest mich einmal in den Morgenstunden sehen! O, da hab' ich's eilig! Aber ich summe dabei, und da werde ich immer eiliger. Nur im Feierabendlicht werde ich ruhiger und ein bißchen schläfrig.“

„Erzähle mir doch was, du! Hast du nicht dein ganzes Gehäuf vollgestopft mit Geschichten und Schnurren? Los, Wilhelmine, ich höre dich so gern.“

Die Uhr läßt sich das nicht zweimal sagen. Sie dreht sich wie eine eitle, alte Jungfer. „Als ich noch in der Stadt hing, in der Stube vom jungen Herrn Bürgermeister, stand unten im Garten vorm Fenster ein Kirschbaum. Der war alt. Seine Haut war rissig und poßig und hatte tiefe Löcher. Er war einsam und doch nicht einsam. Seltsame Sternbilder schimmerten durch seine Säfte. Er stand in jedem März und wartete wie ein Kind am Vortage seines Geburtstages. O, wenn er in jedem Frühling weiß unter der Sonne stand! Das hättest du sehen sollen! Wie ein Kreisel stand er da, der in die Sonne jurren wollte und doch auf der Erde bleiben mußte. Ein Kreisel der Seligkeit, der immer summt und surrt: „O schöner Tag! O schöner Tag!“ — Im Winter schlief er fast den ganzen Vormittag. Aber um die Mittagszeit, wenn sich die Sonne in seine Zweige legte, dann flüfterte er den Büschen zu, die tief verschneit am Gartenzaun standen: „Aber so tretet doch zum Menuett an! Verneigt euch, ihr kleinen, gepuderten Marquisen.“ — Ja, so war es. Ich kannte ihn so gut. Er stand ja so nah am Fenster. Eines Tages sagte der junge Herr Bürgermeister zur Magd: „Bestelle dem Gärtner, er soll den Kirschbaum fällen. Morgen, Sonntag, gebe ich ein Herbstfest, und da muß es hell in meinem Zimmer sein.“

Die Magd war erschrocken. „Aber, Herr, der schöne

Baum!“ — „Ach was, die Kirschchen, die er trägt, sind ja nur noch Steine.“ — „Aber, Herr, er blüht doch in jedem Jahr.“ — „Gehe zum Gärtner! Ich muß Licht in meinem Zimmer haben.“ Und der Gärtner kam mit einer langen Leiter, stemmte sie gegen den Baum und sagte. Es wurde ganz still im Garten. Die kleinen Bäume und Büsche standen wie blind und zu Tode erschrocken. Da fiel die Krone vom Kirschbaum! Und wie sie fiel, ging ein Klagen durch den Baum. Und die anderen Bäume klagten mit. Und dann trachten die großen Äste zu Boden. Und das war wie ein Schreien, das durch den Garten lief. Und als die dünnen Zweige fielen, seufzte der Baum noch einmal und war tot. Dann hob der Gärtner den Stamm aus der Erde. Die Äste und Zweige mit den Blättern daran lagen um den Stamm und säuselten, als ob er noch lebte, der alte Baum. Und dann holte der Tischler den Stamm. Der junge Herr Bürgermeister hatte zur Magd gesagt, sie solle den Stamm für sich haben. Und weil ihr Bettgestell schon alt und von Bohrwürmern zerfressen war, ließ sie sich ein neues Bett aus dem Kirschbaum machen. — Und das Zimmer war hell. Und draußen, wo der Kirschbaum gestanden hatte, war die Erde ein Hügel geworden. Und weil auf einmal das Zimmer so hell war, hatte der junge Herr Bürgermeister entdeckt, daß ich eigentlich nur in eine dunkle Stube gehöre, weil mein Gesicht etwas grau und rissig ist. Und das durfte nicht sein, wenn er ein Herbstfest gab. Ich mußte hinauf, in die Kammer der Magd. — Das neue Bettgestell aus dem Holz des alten Kirschbaums kam vom Tischler. — In der ersten Nacht machte die Magd auf. Ich schlug die elfte Stunde. Das Bett rauschte und raunte und sang. Das Blut vom alten Kirschbaum war noch darin. Und alle Geheimnisse, die er aus Himmel und Wolken geholt, hatte er tief in seinem Blute verwahrt. Und er wollte blühen, wollte wieder blühen. Am Kammerfenster zwitscherte ein Vogel. Er suchte die Krone vom alten Kirschbaum und wollte sich dort in den Schlaf fangen. „Ach“, sagt die Uhr, „ich — bin — so — müde!“

„Ride doch ein Weilchen ein“, entgegne ich. „Ich wache ja bei dir und stoße an deine Glocke, wenn du schlägen mußt.“ „Nein, nein! Geh nur weiter. Ich wache schon. Und so wie ich kannst du doch nicht wachen.“



Halte dein Empfinden rein und ganz,
Wie der Bergschnee seinen weißen Glanz.

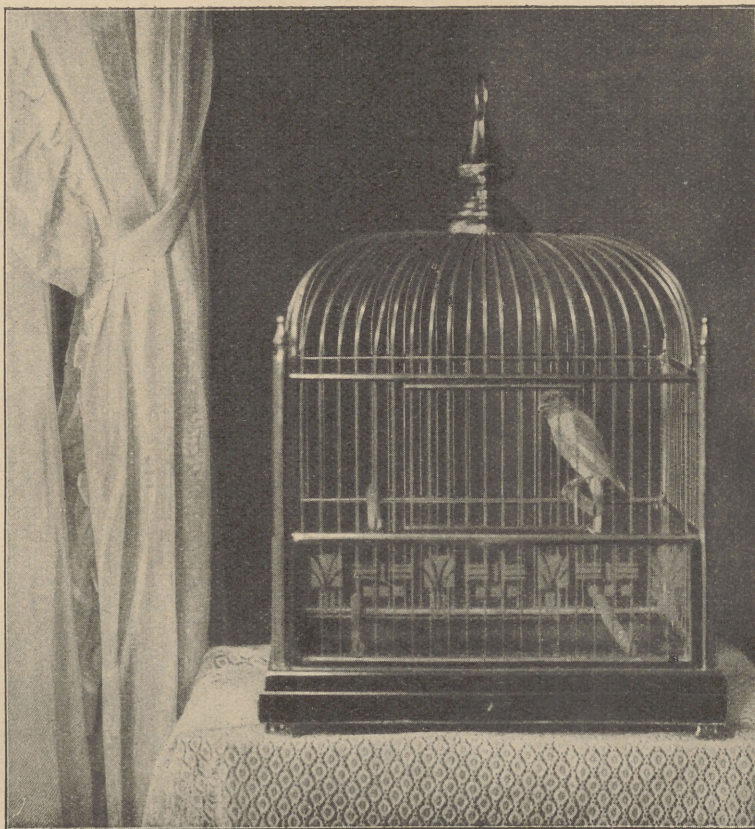
Stadtschnee, drauf die vielen Füße gehen,
Kann nicht lang im heil'gen Glanz bestehen. f. s.



Hansi ist krank.

Nur selten gelingt es, einen ernstlich erkrankten Vogel zu retten. Der Vogelbesitzer soll sich darum Mühe geben, Krankheiten zu verhüten.

Wenn ein Vogel sich lebhaft und ungestüm bewegt, so ist das durchaus noch kein Beweis dafür, daß er gesund ist. Andererseits besteht aber bei jedem matten, bewegungsunlustigen Vogel der Verdacht einer Erkrankung. Zu beachten ist vor allem, ob das muntere Tier sich glatt und schlank trägt. Erscheint es dick und dauernd aufgeplustert, ist es sicher krank. Weitere Anzeichen schwerer Krankheiten sind Knötchen an der Schnabelwurzel und Anschwellung der Augen. Tritt das Brustbein des Vogels aus dem Muskelfleisch scharf hervor, während gleichzeitig der Leib dick und aufgetrieben erscheint, so muß das als besonders schlimmes Anzeichen gelten. Dagegen kann ein mangelhaft befiedertes Tier vollkommen gesund sein. — Er-



Phot. Becker & Maas.

krankt ein Vogel, soll er sofort in einen wärmeren Raum gebracht und schon der Anfang einer Entzündung muß mit dem Bleiwasserbausch, schon der Beginn der Kalkbeinkrankheit mit Perubalsam behandelt werden. Das wichtigste Heilmittel bleibt Wärme. Sie muß auch angewandt werden gegen Magen- und Darmleiden. In diesem Fall darf der Vogel nur gefochtes Futter erhalten, Sämereien, die abgebrüht und wieder getrocknet worden sind.

Entzündete mit Sand beschmutzte Augen lassen meistens auf Krampfanfälle schließen, bei denen das Tier mit offenen Augen auf dem Käfigboden lag. An solchen Anfällen leiden Stare, Kreuzschnäbel, Hatzgimpel und Buchfinken besonders häufig. Möglichst reizlose Kost (keine Mehlwürmer, kein Hans) ist dann erforderlich.

Im allgemeinen werden Vögel viel öfter krank, weil sie meistens zu viel Futter erhalten. f. s.

Aus Urgroßmütterchens Rezeptbuch

Da liegt es vor mir, das kleine Buch, mit dem Duft nach Alter und Lavendel, mit dem rötlich gewordenen Goldschnitt und dem zierlichen verschnörkelten Schweinslederband. Und ist die Vergoldung auch vergangen, die zierliche, feine Schrift auf den vergilbten Blättern ist geblieben und erzählt uns von der sorgenden Hausfräulichkeit jener Tage, von der rührenden Bescheidenheit und doch auch von dem feinen Sinn für das Schöne und das Schmückende, was auch die Frauen dieser Zeit in ihr Leben und das Leben der Ihren zu tragen wußten. Es war die Zeit Goethes . . .

Auf der ersten Seite des vergilbten Büchleins steht: „Dies Büchlein ist ein Geschenk meines Geliebtesten zum ersten Geburtstage, den ich als junge Frau feiern durfte im Jahre der Gnade 1828. Ich will hineinschreiben, alles, was uns zum Heile dienen kann und zur Freude dieses Lebens. Ich will alles einschreiben, was mir nützlich zu wissen dünkt für Töchter und Enkelstöchter. Auf daß sie einstmalen sagen, daß ihnen dies Büchlein Antwort gebe auf allerhand Fragen, die unerfahrene junge Frauen noch nicht wissen können, und daß ihnen dies Büchlein dann lieb und wert sei als Andenken von mir.“

Die Rezepte, die das Büchlein enthält, sind so vielseitig, so interessant, und teilweise auch drollig, daß sie es verdienen, auch weiteren Kreisen bekannt zu werden.

1. Das Spiel mit Rosen. Wir nennen es ein Spiel, weil es mit der strengen Natur tändelnd ihre rauhen Gehege spielend zu umgehen weiß und ihr duftende Blumen abnötigt, wo sie nur Schneefelder und Eislumen zu geben gewohnt ist. Ich spreche von dem Verfahren, das es möglich macht, zu jeder Jahreszeit frische Rosen zu haben, gewiß eine Möglichkeit von unschätzbarem Werthe, für alle, welche die sinnige Spende eines Bouquets auch im Winter ihren Lieben darbringen möchten.

Im September oder Oktober schneide man die schönsten Knospen ab. Gleichzeitig lasse man eine eiserne Pfanne mit Kochsalz zugedeckt über Kohlen setzen. Bald wird das Salz trocken, knistert und wird sehr viel feiner als man es durch bloßes Zerstampfen oder Mörseln herstellen kann. Nun läßt man das Salz erkalten, streut einen Theil auf den Boden eines Gefäßes, legt darauf soviel Rosenknospen, als, ohne sich zu berühren, Paß finden, bedeckt diese vollständig mit Salz, läßt eine zweite Schicht Rosen folgen, alsdann Salz usw., bis das Gefäß bis zum Rande gefüllt ist. Man verschließe es ganz dicht, ein Rändlein Talg bewahrt es vor der Luft und so lege man das Gefäß an einen trockenen Ort, bis man es gebrauchen möchte. Ist dieser schöne Augenblick gekommen, wenn auch die Eislumen die Fensterräume verzerren mögen, so nimm die Knospen aus dem Salzlager. Erschrecke nicht, wenn sie zum Theil verweltet scheinen, das ist nur Scheintod. Sie werden wieder lebendig, wenn man den unteren Theil des Stieles abschneidet und sie in ein Glas mit Wasser stellt. Ihr werdet die Rosen sehen, wie sie langsam zum Leben erwachen und aufblühen.

Will man die Farbe der Rosen verändern, z. B. eine grüne Rose hervorbringen, ein bisher von den Gartenkünstlern umsonst versuchtes Wunder, so behreut man die Blumen mit feinem, etwas feuchtem Tabak, schüttelt denselben nach Verlauf einiger Stunden ab und die Rose ist grün. Mit der ursprünglichen Farbe zugleich hat sie aber auch ihren Duft verloren und dafür einen weniger angenehmen getauicht, welchen die Schiffer aus Hamburg mit ihren Pfeifen verbreiten, woraus die feine Frau von selbst abnehmen wird, daß man den Scherz mit dieser Verwandlung nur gegen sehr genaue Bekannte erlauben darf.

Ein zarterer Scherz, welcher auch Empfindsame nicht verletzen kann, ist folgender: Man überreicht jemandem eine weiße Rose, welche nur Freundschaft bedeutet, nach Verlauf einiger Stunden sieht die damit beschenkte Person mit Erstaunen, daß die Rose sich röthet, was zarter Liebe Sinnbild ist.

Um dieses Wunder zu bewirken, tut man eine rothe Rose in eine Papierhüte, den Stiel nach der Spitze der Tüte. Diese hält man umgekehrt über ein Kohlenbecken, auf dem Schwefelblüte brennt. Die Rose verliert dadurch alsbald die rothe Farbe, welche nach einigen Stunden zurückkehrt.

Möge der oder die also Beschenkte mit freudigem Erröthen bemerken, daß doch die Liebe diese süße Gabe bot.

2. Blumenparfüm. Man nehme Rosen, Nelken, Jasmine oder Weigelein und lege die Blumenblätter schichtweis, durch Lagen feinen, gestoßenen Zuckers getrennt, in einen Fokal. Ist dieser gefüllt, so wird er mit einem Talgrändlein luftdicht verschlossen und acht Tage lang in die helle, warme Sonne gestellt. Nach Ablauf dieser Zeit öffnet man ihn, preßt den Saft der darin enthaltenen Masse aus, drücke sie durch ein feines Wolltuchlein, füllt ihn in schöne Flaccons mit Glasköpflein und verschließe diese luftdicht zum Gebrauch.

3. Welke Blumen wieder lebendig zu machen. Es sei, daß Dir ein Blümlein geschenkt sei, von jemandem, der Dir werth ist, so bist Du wohl traurig, daß sie das Köpflein senkt, wenn sie lange an Deinem warmen Busen weilte.

Setze die Blume in siedend heißes Wasser so weit hinein, daß etwa der dritte Theil des Stengels im Wasser stehe. Die Blume wird, während das Wasser erkaltet, sich emporrichten und ihr ehemaliges lebhaftes Ansehen erhalten. Nachdem so der Stengel abgebrühet ist, schneidet man den abgebrüheten Theil des Stengels ab und setze die Blume in frisches, kaltes Wasser, so wird die Freude an Dir neu werden und an der Gesinnung dessen, der sie Dir mit holdem Blicke reichte.

4. Lippenpomade zu verfertigen. Man stelle ein Pfännlein mit etwas weißem Jungfernwachs in kochendes Wasser und läßt es auf diese Weise schmelzen, dazu rühre man mit elsenbeinernen Stäbchen dreimal soviel Mandelöl und ein wenig Wurzelrinde der Pflanze, die man Ochsenzunge nennt, um der Pomade die Farbe junger Lippen zu geben. Ist das Ganze hinreichend verbunden, so gieße man es durch ein Tuch, reibe es in einem Porzellanmörser, thue ein Tröpflein Rosenessenz dazu und fülle es in feine Büchlein. Man solle nur ganz wenig auf ein älteres Batisttuchlein nehmen und nachdem man sich gewaschen habe, ein klein wenig davon auf die Mitte der Lippe thun.

5. Rosenpomade für das Haar. Eine Pomade, welche auch das starre Haar von Gemahl oder Büblein weich und schmieglam sein läßt und das Angesicht lieblicher erscheinen, schmelze die gute Hausfrau immer selbst. Sie nehme 2 Pfd. Schweinefett und läßt sie über gelindem Kohlenfeuer schmelzen. Dann nimmt man ein sehr reines, kleines Sieb, belegt es etwa ein Zoll mit Berg und auf dieses zwei Loth Alcannawurzel, gieße das geläuterte Fett so heiß wie möglich hindurch, drücke die Alcannawurzel gut aus, läßt die Masse kalt werden und setzt dann ein halbes Quäntchen ächt orientalisches Rosenöl dazu, das freilich sehr teuer ist. Soll es billiger werden, so setze man anderthalb Loth Pomadenöl hinzu, doch eignet dieses letztere sich nicht für die feine Gesellschaft.

Es stehen noch allerhand gute Ratschläge in dem Büchlein, gegen das Verrotten der selbstgeponnenen Leinwand, Musseline zu waschen, ungezählte Koch- und Badrezepte, welche auch heute noch der vornehmsten Küche Ehre machen würden, Bereitung des französischen Pfefferkuchens, Schönheitsmittel und Heiltränkein, die Zubereitung der Hülsenfrüchte und dergleichen Weisheiten mehr. Ich will diese kleine Auswahl beschließen mit der Beschreibung eines einfachen Wetteranlagers, nach dem man seine Spaziergänge und seine Wäschtage richten könne! Denn ein Barometer nach unserer Art war dem Urgroßmütterlein fremd.

„In ein gläsern Gefäß von ungefähr acht Linien Weite und zehn Zoll Länge bringe man eine Mischung von zwei Drachmen reinem Salpeter, eine halbe Drachme Salmiak, beides feingepulvert, darauf zwei Unzen reinen Weingeist und man schließe die obere Öffnung mit einer dünnen, feindurchlöcherigen Blase.

Wird das Wetter schön, so daß Du einen Ausflug unternehmen magst oder die Wäsche bleichen, so sitzen die festen Theile zu Boden und der Weingeist steht durchsichtig darüber, kommt jedoch Regen, so steigen und fallen einige der festen Theile und die Flüssigkeit trübt sich. Steht jedoch Gewitter bevor, Sturm oder harte Windstöße, so kommen alle festen Theile an die Oberfläche und bilden eine harte Kruste.

Diese Erscheinungen zeigen sich mehr als 24 Stunden voraus und selbst die Richtung des Sturmes wird gewiesen, denn die festen Theile häufeln sich auf der entgegengesetzten Seite.“

Sertha Friede.



Zwei gehäkelte Pullover.

Diese beiden Pullover zum Selbstarbeiten dürften in diesem Jahr wohl kaum noch für die Winterportreise fertig werden; wir bringen die hübsche Anregung aber trotzdem noch, weil, abgesehen davon, daß manchmal auch im Februar—März noch Schnee liegt, man einen Pullover eigentlich das ganze Jahr über, besonders zu den meisten Sportarten, ja sogar in den Hochsommerferien an kühlen Abenden im Gebirge oder an der See, tragen kann.

Für den zartgelben Pullover (Abb. oben rechts) benötigen wir 400 g hellste gelbe Seidenwolle und 60 g Zephyrwolle in hellila, blau, rosa und grün, oder auch in anderen zarten Tönen.

Der Pullover ist im tunesischen Häkelstich gearbeitet. Dazu gehört eine lange, dünne und feste Häkelnadel, da bei der Hinreihe sämtliche Maschen auf der Nadel liegen. Bei der Rückreihe werden diese immer einzeln hindurchgezogen.

Jeder Rumpfteil ist 52 cm weit und hat 102 Maschen. Wenn der Rücken 40 cm lang ist, lassen wir an jeder Seite sechs Maschen fort für den Armelausschnitt. Die Schultern sind etwas abzuschrägen. Das Vorderteil wird ebenso gearbeitet mit Beachtung der Tascheneinschnitte, des Schlißes und des Halsausschnittes. Unter die Tascheneinschnitte setzt man dann ein 12 cm großes Biered als Tasche von links auf.

Die Ärmel haben oben eine Weite von 36 cm, unten von 25 cm. Man beginnt sie oben und nimmt nach unten zu etwas ab. Vorder- und Rückenteil werden seitlich und auf den Achseln zusammengeknäht; ebenso näht man die Ärmel zusammen und dann dem Armloch ein.

Zu den angestrichen Streifen nimmt man die untersten Häkelmaschen auf und strickt, nicht zu lose, 3 M. rechts, 3 M. links. Von jeder Farbe ungefähr sieben Reihen. Die Ärmelstreifen werden ebenso gestrickt. Die Taschenpatten sind nur schmal. Der Kragen ist 9 cm hoch und 38 cm weit. Innen ist er farbig gestrickt, außen einfarbig gelb gehäkelt.

Der Kragen wird angenäht und der Schliß in zwei Farben umhäkelt.

Seidenband in den Pastellfarben der Streifen hängt lose oder wird zur Schleife gebunden.

Für den bunten Pullover (siehe die Abbildung unten links) brauchen wir 550 g Material, und zwar: 150 g graues Frottégarn, 100 g schwarz-weiß schattierte Seidenwolle, 150 g hellgrüne Sportwolle und 150 g feinste graue Fichuwolle.



Ein farbiger Pullover mit buntem Rand, Kragen und Ärmelmanschetten.
Entwurf: Werkstatt Julie und Ilse August, Berlin.
Aufnahme: H. E. Kiesel.



Lebhaft gemusterter Sport-Pullover, in Stäbchenreihen gehäkelt.
Entwurf: Werkstatt Julie und Ilse August, Berlin.
Aufnahme: H. E. Kiesel.

Dieser warme Sport-Pullover ist durchweg mit doppeltem Faden gehäkelt, und zwar geht der feine graue Fichufaden immer mit. Dadurch wirkt das fertige Stück trotz seiner Buntheit einheitlich.

Für Größe 44 hat der Pullover 50 cm halbe Rumpfwerte; das sind in diesem Material 100 Maschen. Mit dem Rücken, als der leichteren Hälfte, wird begonnen, und zwar arbeiten wir in hin- und hergehenden Stäbchen, die immer beide Maschenglieder der unteren Reihe fassen. Beim Wenden müssen erst 3 Stm. gehäkelt werden. Auf grau Frotté mit Fichu folgt grüne Sportwolle mit Fichu, dann schwarz-weiße Seidenwolle mit Fichu.

Wenn der Rücken 45 cm lang ist, beginnen wir mit den Ärmeln. Sie sind 50 cm lang; wir nehmen aber erst die Hälfte der Luftmaschen dafür auf, gehen zurück über den Rücken und arbeiten den andern Ärmel ebenso, danach für die ersten Luftmaschen bis zum Handgelenk aufnehmend, zurück mit Stäbchen. Den andern Ärmel ebenso. Dadurch werden die Ärmel nach unten etwas schlanker.

Jetzt wird das Vorderteil auch im Zusammenhang mit den Ärmeln für sich gehäkelt. Da wir jetzt schon Übung haben, ist es nicht schwer, die 11 cm breiten Einschnitte für die Taschen und den 16 cm langen Schliß frei zu lassen.

Die Teile werden durch überwindliche Nähte verbunden. Am Schließende läßt man einige Reihen Stäbchen für den Halsausschnitt fort. Der Kragen ist 9 cm hoch und 38 cm weit, innen bunt, außen einfarbig grün, wie die Manschetten, der untere Streifen und die Taschenpatten. Beim Umhäkeln des Schlißes arbeitet man vier Knopflöcher für die einfarbig grünen Knöpfe. Die Umhäkelfel besteht aus festen Maschen.

Die weibliche Polizei in Sachsen.

Die Ausbildung der Polizeibeamtinnen, von denen Dresden zurzeit sechs aufweist, umfaßt neben allgemeinbildenden Fächern Gesundheitslehre, psychotechnischen Unterricht, Straf-, Polizei-, Gewerberecht, Wohlfahrts- und Jugendpflege, Hilfeleistung bei Unfällen, Waffenlehre, Turn- und Sportunterricht einschließlich Jiu-Jitsu. Im zweiten Teil der Ausbildungszeit, die 8 Monate dauert, wird zur Bearbeitung des bis dahin Gelernten auch bereits Dienst getan, und zwar abwechselnd in einer Bezirkswache, im Kriminaldienst und in der Sittenabteilung. Nach der Ablegung der schriftlichen Prüfung fand in Anwesenheit zahlreicher Vertreter von Behörden und im öffentlichen Leben bekannten Frauen die mündliche Prüfung statt, in der über allgemeine Dienstvorschriften, Strafrecht, Strafprozeß-

ordnung, Polizeirecht, Kriminalpolizei, Wohlfahrts- und Jugendpflege geprüft wurde. Auch auf praktische Vorführungen über das Verhalten im Dienst und auf sportliche Darbietungen erstreckte sich die Prüfung. Die Prüflinge, Frauen von 25 bis 43 Jahren, erschienen in ihrer kleidsamen Uniform, einem kurzen, dunkelblauen Tuchrock und ebensolcher Jacke, darunter Hemdbluse mit Stehummantel und schwarzem Schlips, braunen, hohen Schnürstiefeln und der von den männlichen Polizeibeamten getragenen Kopfbedeckung. Ihre Leistungen in den theoretischen wie auch praktischen Fächern waren durchaus befriedigend, das ruhige, sichere Auftreten und die straffe Haltung fielen angenehm auf. Die neuen Beamtinnen bilden eine selbständig in sich abgeschlossene Sonderabteilung des Polizeipräsidiums, ihre Tätigkeit soll sich vor allem auf die Gebiete erstrecken, wo die Frau aller Voraussetzungen nach mit mehr Erfolg wirken kann als der Mann. Sie stellen also keine unliebsame Konkurrenz für die männlichen Beamten dar, sondern wirken ergänzend und entlastend. So sollen sie sittlich gefährdete Frauen, Mädchen und Kinder beobachten und ihnen Schutz und Hilfe gewähren, sie, wenn sie als Beschuldigte oder als Zeugen bei besonders gearteten Kriminaldelikten in Frage kommen, vernehmen, kriminalpolizeiliche Vorgehenshandlungen im Auftrage der Kriminalabteilung in hierfür geeigneten Fällen durchführen. Ferner sollen sie gegen Kinderhandel und Kinderbettel auf Straßen und in Wirtschaften einschreiten, Lichtspielhäuser in bezug auf den Zutritt jugendlicher überwachen und fürsorgliche Maßnahmen vermitteln. Die Patrouillengänge werden zunächst von zwei Beamtinnen gemeinsam unternommen. Daß die Beamtinnen auch im Gebrauch der Waffe ausgebildet sind, ist zu ihrem

eigenen Schutze nötig; wenn sie auch nur im äußersten Falle davon Gebrauch machen werden, so gewährt doch das Bewußtsein, sich selbst helfen zu können, eine größere Sicherheit, als wenn sie allein darauf angewiesen wären, durch ihre Signalpfeife Hilfe herbeizurufen. So unterscheidet sich die sächsischen Frauenpolizei in mancher Hinsicht von der weiblichen Polizei, die bereits in anderen deutschen und außerdeutschen Städten tätig ist. Die Zukunft wird erweisen, welche Art sich am besten bewährt. Sicher ist, daß jede Polizeibeamtin vor schwere Aufgaben gestellt ist und Pionierarbeit leisten muß. Erfüllt sie diese Aufgabe so, daß die Bevölkerung Vertrauen zu der neuen Einrichtung gewinnt, so wird die Tätigkeit der weiblichen Polizei sich zweifellos nützlich und segensreich auswirken.

Dr. phil. Doris Hertwig-Bünger.

Praktische Winke.

Meiner Kleinen gewöhnte ich das Daumenlutschen auf eine ganz einfache Weise ab. Ich befestigte an die Ärmel ihres Nachhöschens lange, weiche, baumwollene Strümpfe von mir, so daß die Händchen nicht herauskommen. Wollte sie lutschen, so hörte die Baumwolle erheblich den Genuß, gleich war der Finger wieder aus dem Mund. Schon nach 3 Wochen brauchte sie die „Nachhandschuhe“ nicht mehr und ließ das Lutschen bei Tage wie bei Nacht.

Meines Vaters Lauffäße. Gemeint ist das bekannte quadratische Schutzhäutchen, worin man so bequem und zweckdienlich das noch nicht freilaufende Kind unterbringt. — Ich ließ mir eine dem Quadrat des Stüchchens angemessene Seegrasmatratze machen. An alle vier Ecken kam unterwärts ein größerer Knopf. Über die Matratze spannte ich ein Gummituch, das mit Schlingen über den Knöpfen befestigt war. Darüber eine auswechselbare, weiche Moltonunterlage, in die Knopflöcher gearbeitet waren, die über die gleichen Knöpfe griffen. Die Vorteile liegen auf der Hand. Die Matratze fängt beim Fallen des Kindes den Stoß auf, wärmt von unten, der festgepannte Gummi schützt vor Benässung, der Molton hebt die Kühle des Gummis auf.

Toni D.

Zum Nachdenken

1. Rässelsprung.

der	küßt	fehrt	bei	ber	son	ent	er
ntm	ne	gau	vom	flohn	dir	welt	nen
ge	rück	ver	die	greift	blick	det	die
hand	mer	hauch	die	tau's	ser	auch	ist
mes	geht	zu	nach	des	per	de	schwin
dir	dar	trau	le	stum	so	wie	die

Hans v. d. Mürr.

2. Silberrätsel.

Aus den Silben: a — a — a — ah — ar — bach — chi — cho — de — de — del — di — din — dol — du — e — e — eck — en — en — fund — ga — ga — gal — gen — gen — hi — i — ka — ka — ka — land — le — li — lo — ne — ne — neu — ni — no — no — nor — ra — ra — ral — recht — rif — risch — schen — ta — tam — tam — ten — then — un — wa — wa — we — wei — zen sind 23 Wörter von folgender Bedeutung zu bilden: 1. Fluß in Indien, 2. Land in Südamerika, 3. Stadt in Indien, 4. mittelalterl. Dichter, 5. nordamerikanische Insel, 6. Reisegesellschaft in Wüstenländern, 7. Landschaft in der Schweiz, 8. Musikinstrument, 9. Jahrbuch, 10. das alte Frankreich, 11. europ. Sprache, 12. Tonstufe, 13. alte Münze, 14. bibl. Person, 15. dickblättrige Pflanze, 16. geistlicher Gesang, 17. Preisfestsetzung, 18. Blütenstand, 19. Stadt

in Griechenland, 20. geometrische Figur, 21. Heilpflanze, 22. nordeurop. Land, 23. Getreidepflanze.

Die ersten und die letzten Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ergeben zwei Verszeilen des Rembrandt-Deutschen. — (ch und sch gelten als je ein Zeichen.)

3. Literar. Umwandlungsrätsel.

1. Dorf, Rittel, Regel, 2. Gent, Tal, Feld, 3. Hunne, Nuzen, Hecht, der, Zahn, 4. Erich, Hürde, Ringen, 5. Chile, Reichen, 6. Dinge, Sand, Tisch, 7. Mailand, Ren, Star, 8. Hund, Zigeuner, Nacht, Zehnt. Die Buchstaben dieser Wortgruppen sind derart umzustellen, daß sie folgendes ergeben: 1. einen bekannten Dichter, 2. seinen Geburtsort, 3. sein Geburtsjahr, 4. einen Roman von ihm, 5. den Haupthelden dieser Dichtung, 6. eine Novellensammlung von ihm, 7. sein letztes Werk, 8. sein Todesjahr.

4. Silbenergänzungsrätsel.

— re —, — men —, — ra —, — phra — — ten —, — do —, — he —, — sen —, — be —, — ga —. An Stelle der den vorstehenden Mittelsilben beigegefügt Striche sollen die Silben: ben — bu — burg — e — e — holz — i — im — len — ma — mum — ne — ne — ran — ro — ro — sa — schanz — te — wa derart vor- und nachgesetzt werden, daß dreisilbige Wörter entstehen, deren Anfangs- und Endbuchstaben, in üblicher Weise gelesen, ein Wort von Schiller ergeben.

5. Nach der Hochzeit.

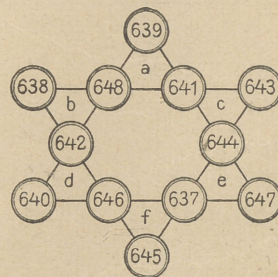
Als Junggeselle vogelfrei
Saß gern und viel er in der Drei.
Er nahm ein Frauchen, das, nicht
faul,
Sprach gleich: „Ich dulds nicht, lieber Paul.
Eins-zwei nun, unsolider Brauch!
Du weißt es, Eins-zwei-drei kommt auch!“

Dr. W.

Auflösungen der Rätsel siehe nächste Nummer.

Auflösungen der Rätsel von Nr. 15.

1. Rechenaufgabe:



— 2. Rätsel: Januar — Jaguar. — 3. Silberrätsel: 1. Itat, 2. Myfles, 3. Eber, 4. Chianti, 5. Targenew, 6. Interat, 7. Georg, 8. Elt, 9. Daudet, 10. Erich, 11. Ilse, 12. Wandu, 13. Eichenholz, 14. Laune, 15. Gfing, 16. Fran, 17. Dante, 18. Evangelimann, 19. Noah, 20. Sinai, 21. Charon, 22. Arno, 23. fakultativ, 24. Tarent, 25. Emmidi, 26. Nagasati, 27. Degen, 28. Aargau, 29. Madrid, 30. Intendant. Bichtige deine Leidenschaften, damit du nicht von ihnen gequält wirst. — 4. Versrätsel: Bestie, Konserve, Entzweiung, Schmalhans, Angelus, Hermes, Bursento, Stralsund, Volkseinheit, Malteler, Bahnverkehr, Spingee, Lufenburg. — 5. Besser zweimal gemessen, als einmal vergessen! — 6. Entdeckungseife: Südamerika, Dame, Grita. — 7. Pflanze und Tier: Tang, Ente, Tangente.